

liben
t
a. Co.
Michaelstr. 50/58
schleiferei
aller Art
RUS
agen
d sparsame
SEL
ferbar
-Vertretung
UTH
Ruf 4662-63
vo billiger als bel
mbroich.
u verkaufen
Landhaus
b. Stablgasse
Neuß mit groß.
arten (1700 qm)
W., Wani., Bad,
igung, Feuerfest
Bl. 15000.—
Wohnhaus
Doppelwohn-
us 2800 qm Nähe
a h u o f. Neuß
unbl. Renovier-
ig notwendig
Bl. 14000.—
h. Heintz, Citten,
uß. Wartstr. 12.
er baut?
die mod. 4 Rm-
wohnung, Bad,
ung u. Nebenr.
de alldarm Ka-
st an 1. Stelle.
st. Angebot u.
0 an die Exp.
ohnhaus
Stallg. u. Tor-
ahrt, Umgebun-
ort zu mieten
zu laufen gel-
es. m. Preis u.
7 an d. Exp.
od.
am-Haus
Garten zu lau-
gekauft. Off. u.
an d. Exp.
aufstelle
der Wirtschaft
erkaufen.
heres R e u s s,
mannstr. 18.
ebau!
Familienhaus
großem Garten
unter Lage in
5 zu laufen
st. Off. unt.
an die Exp.
DO RM
Wanter, gut.
n u. Eiderh.
stige. Off. u.
an d. Exp.
Morgen best
erland
verkauf. Angeb.
31 a. d. C.
össer
ist das große
Möbellager
össer
gute Möbel
össer
rob. Auswahl
össer
sehr billig
össer
kennt seit
50 Jahren
össer
einer Fach-
s. General.
aut Neuß,
str. 73/72
on 5501
tastat Dor-
str. 12.
fläuse
t unter
ranstiv
p zia
che 1.—
rie Walge
straße 12.

Nr. 33 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS=GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 38 — Sonntag, 22. September 1935

Die Friedenspfeife

Erinnerung an abenteuerliche Jugendjahre

Die Apachen und Komantschen hatten das Kriegsbeil begraben. Nun war noch das Friedensfest, danach würden die Krieger in die Wigwams zurückkehren.

Am Rand eines Baches, inmitten einer urwaldlichen Wildnis, die gleich hinter unserem Garten begann, saßen wir, die tapferen Söhne der Apachen und die heldenhaften Söhne der Komantschen, rund um das Lagerfeuer. Nur mit einer Badehose bekleidet, waren wir von oben bis unten mit rotbrauner Wasserfarbe bestrichen und um die Hüften trugen wir Federbüsche von Hennen und Hähnen, Gänsen, Enten und Truthühnern. Auf der Brust prangte die volle Kriegsbemalung, allerhand schaurige und blutrünstige Andeutungen, deren Anblick jeden Zivilisten das Blut erstarren ließ. Zur Seite hing uns der blitzende Tomahawk, der kein Ziel verfehlte. Winnetou selbst aber paradierte mit dem „Bärenlöter“, einem alten Luftgewehr seines Bruders.

Jetzt erhob er sich und hielt folgende Ansprache: „Ich, Winnetou, der Häuptling aller Apachen vom großen Stamme der Meskalero, erkläre den Frieden mit Falkenauge, dem großen Häuptling der Komantschen, und gebe ihm mein Blut zu trinken.“

Darauf erhob sich Falkenauge und sprach also: „Ich, Falkenauge, der Häuptling aller Komantschen vom großen Stamme der Wu-wui, erkläre Frieden mit Winnetou, dem großen Häuptling der Apachen, und gebe ihm mein Blut zu trinken.“

Sie pickten sich mit einer Sicherheitsnadel gegenseitig in den Oberarm und ließen ein paar Tropfen Blut in einen Becher fließen, den sie am Bach mit Wasser auffüllten. Dann trank Winnetou die eine Hälfte, und Falkenauge trank den Rest.

Alles dieses geschah mit der Würde und Gemessenheit, die solcher Stunde frommen. Auch daß den beiden Helden der Schweiß in Strömen vom Körper floß und mit ihm die Wasserfarbe, daß dadurch auf ihrer Haut die schönsten Streifenmuster entstanden, war keinem ein Anlaß, die Miene getragener Feierlichkeit auch nur im geringsten zu verziehen. Wie schön, wie bunt und romantisch war doch die Welt!

Und nun zirkulierte die Friedenspfeife. Es war eine lange, wunderschöne Pfeife aus Weichselrohr, die Hannes, der Lehrersohn, für diesen besonderen Zweck, zusammen mit dem erforderlichen Tabak, aus dem väterlichen Arsenal „entliehen“ hatte. Die beiden Häuptlinge rauchten zuerst, dann ging die Pfeife rund von einer Rothaut zur andern. Alle rauchten mit großer Hingabe und Selbstüberwindung, denn die Rauchentwicklung und ihre Dauer waren ein Bewertungsmaßstab für die Stärke und Mannhaftigkeit des Kriegers. Als der Pfeifenkopf ausgeraucht war, wurde er aufs neue gefüllt.

Da wurde auf einmal unmißverständlich und bemerkenswert lieblos aus väterlichem Munde mein Name gerufen. „Heinrich, Heinrich“, scholl es scharf und wenig ermunternd aus dem Gersten zu unserem Lagerplatz. Ich fühlte, wie ich unter der rotbraunen Farbe erbleichte, und alle sahen mich besorgt an. Die Seifenblase zerplatzte, die rauhe, in diesem Falle allzu rauhe Wirklichkeit zertrampelte die Illusion. Denn nicht nur hatte ich an diesem Nachmittag rechtswirksam Stubenarrest, weil ich tags vorher mit dem Bärenlöter eine nachbarliche Fensterscheibe eingeknickt hatte, ich erinnerte mich auch plötzlich, daß der Vater mir das indianische Kriegsleben ein für allemal verboten hatte, weil dort, wie er gehört haben wollte, Riten gepflegt würden, die für zehnjährige Jungen nicht sonderlich geeignet seien. Es gab denn auch keinen in der Runde, der nicht mit der Meinung war, daß ich berechtigten Anlaß hatte, einigermaßen beunruhigt zu sein. Inzwischen wurden die Heinrichrufe immer energischer, um nicht zu sagen gereizter, und ihre Quelle kam bedrohlich näher. Natürlich hatte der Vater den Feuerschein gewahrt, oder er hatte den Rauch über dem Urwald aufsteigen gesehen. Der Tomahawk lag kampfbereit neben mir, aber er mußte nach Lage der Dinge in diesem Falle ausscheiden. Hier half nur eine alt-indianische Kriegslüge.

Hart neben unserem Lagerplatz stand eine gewaltige Eiche mit einer riesigen Krone, in der schon unsere Väter und Großväter sich verbotenerweise herumgetrieben hatten. Keinen Ast und keinen Zweig gab es in diesem Gesellen, der mir nicht nach Sein und Eigenart genauestens bekannt gewesen wäre. Das war die Rettung. Ich warf, um mich durch meine Stimme nicht zu verraten, den tapferen Krieger der Apachen und Komantschen nur noch einen bedeutsamen Blick zu, dann stieg ich leicht und behende an dem knorrigen Stamme empor. Schon nach wenigen Minuten hatte ich eine ganz von Blätterwerk verdeckte Stelle gefunden, und um ganz sicher zu gehen, streckte ich mich lang auf



Auf der Wippe

Foto: W. Pfeifer, Neuß

einen dicken Ast aus. Nur mit Mühe konnte ich durch das Gerank hindurch den Lagerplatz Stück für Stück mit den Augen absuchen. Der war zu meinem großen Erstaunen völlig leer, einsam und verlassen schwebte die Feuerstatt. Die heldenhaften Söhne der Apachen und Komantschen waren im Urwald verschwunden.

Aus der gefahrdrohenden Gegend hörte ich inzwischen im knarrenden und knackenden Unterholz eilige Schritte näher kommen. Vor dem Lagerfeuer machten sie Halt, einen Augenblick war Ruhe über allen Wipfeln, dann schallte wieder die schneidende Stimme: „Heinrich, Heinrich!“ Ich konnte nichts sehen, aber ich hatte das untrügliche Gefühl, daß der Häscher zur Baumkrone hinauf sah. Was das anging, so hätte ich diesen seinen Anstrengungen noch lange in Ruhe standhalten können,

Herbstbild

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Les, die sie selber hält;
denn heute löst sich von den Zweigen nur
was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Hebbel,

wenn nicht plötzlich etwas anderes angefangen hätte, mir auf das heftigste und ernstlichste zu schaffen zu machen. Wenn ich auch für normale Verhältnisse mich nicht an der Friedenspfeife übernommen hatte, so mußten doch die Aufregung und die Baumakrobatik das ihrige dazugetan haben, um in meinem Magen einen ungeheuren Aufstand, einen wahren Tumult zu entfesseln. Mit Schrecken wurde ich gewahr, daß von dieser Seite aus eine kleine Katastrophe hereinzubrechen drohte.

Der Vater ging nun rund um den Baum herum und schrie wieder hinauf: „Heinrich, komm herunter, sonst hole ich dich!“ Nun, was das Holen anging, da konnten wir einmal in Ruhe abwarten, aber der Magen, der Magen! Und nun auch noch der Kopf, der ganze Leib. Schweiß brach mir aus, mir wurde ganz schwindlig, mit Händen und Füßen mußte ich mich festklammern am Ast. Es war aus, restlos aus. Von unten her hörte ich irgend etwas rufen, aber ich konnte es nicht verstehen, es war jetzt auch alles egal. Ich konnte nicht länger mehr auf dem Baum bleiben, so übel war es mir, ich mußte die Waffen strecken vor dem Bleichgesicht.

Bis hierhin habe ich das alles wahrheitsgetreu erzählt, voll später Zerknirschung und Bußgesinnung, ohne etwas zu verschweigen, ohne etwas hinzuzusetzen, ohne etwas zu beschönigen. Mich auch noch über die ferneren Begebenheiten auszulassen, sehe ich indessen keinen Anlaß, und vielleicht wird der eine oder andere Leser das verständlich finden.

Werner Oellers,

Bilder aus nordischer Landschaft

а и ж е н.

von Hannes Butenichön.



Weltbild (M)

Kleine Geschichte von Spanien



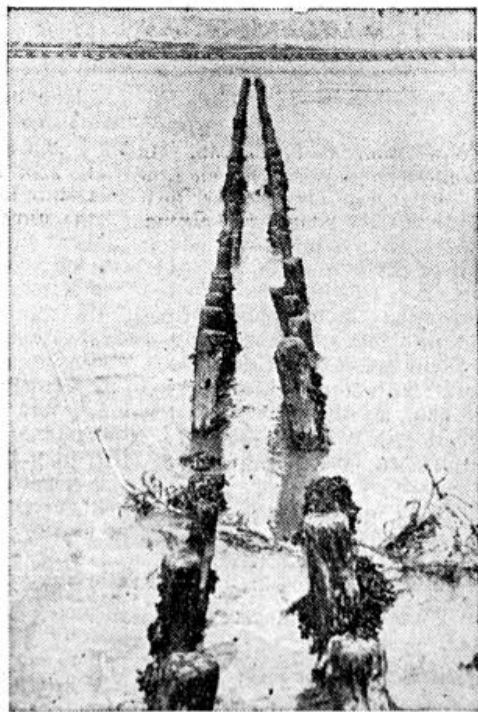
Neuland auf dem Adolf-Hitler-Koog, der letzte Landstreifen vor dem Deich.

Dahraufnadelnagte die Nordsee an den Gestaden unserer Heimat. Der 15 bis 20 Kilometer breite Wattenraum, der vor ihnen liegt, redet eine deutliche Sprache vom Kampf des Wassers gegen das Land. Einst waren die Nordseefürstentümer Festland. Die großen Sturmfluten rissen Tausende von Quadratkilometern in das große Meer. Städte versanken und Dörfer, das Land ging unter im Meer, es blieben die Inseln, zernagt und ewig bedroht.

Mit seinem Schicksal hat sich der Mensch an der Nordseeküste niemals abgefunden. Was ihm das Meer in jahrhundertelanger steter Folge geraubt, das wiederzugewinnen war das Streben von Generationen seit dem ersten Landraub. Und dieses Streben ist niemals erfolglos geblieben. Viele Jahrhunderte stand dem Menschen nichts weiter zur Seite als sein Wille und seine eigene Kraft und Ausdauer. Schon im 16. Jahrhundert wurde das bedrohte Land eingedeicht. Der Marschbauer rückte über den Deich hinaus dem Meere zu Leibe. Mit primitiven Mitteln nur, aber desto zäher und entschlossener nahm er den Kampf auf. Kostbares Land flog aus den Fluten heraus und konnte wieder eingedeicht werden. Der Sophien-Koog westlich von Marne entstand im 16. Jahrhundert. Im 18. Jahrhundert wurde der Kronprinzen-Koog eingedeicht, im vorigen Jahrhundert war der Kaiser-Wilhelm-Koog die Krönung des Werkes. Ein Koog wuchs aus dem anderen heraus, ihnen vorgelagert entstand jetzt der Adolf-Hitler-Koog.

Hier zeigt sich bereits der Unterschied. Der Sophien-Koog und der Kronprinzen-Koog sind verhältnismäßig kleine Flächen. Berücksichtigt man, wie schwierig die Landgewinnungsarbeiten in den vorigen Jahrhunderten waren, so muß man die Fähigkeit und die Ausdauer jener Menschen, die dieses Land zurückgewannen, bewundern. Aber vergleicht man die Ausdauer der Arbeit mit den wenigen Monaten, die für die Rück-

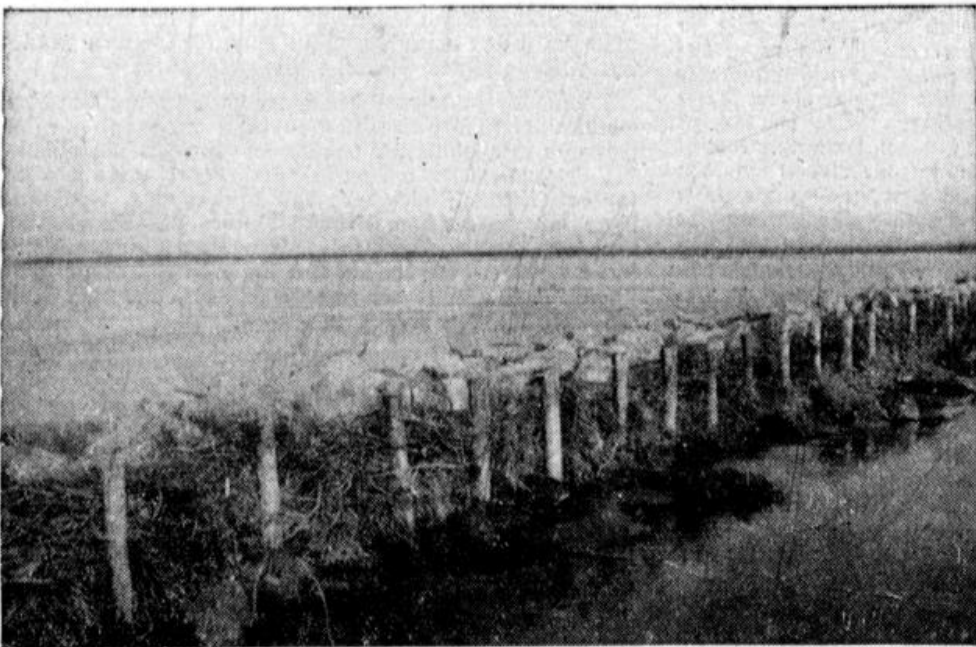
bauern rückten Jahr für Jahr die Küste um hundert Meter und mehr in das Meer hinaus. Jahr für Jahr drängten sie die gierigen Fluten der Nordsee zurück, jahraus, jahrein nahmen sie von dem zurück, was ihren Vorfahren Jahrhunderte vorher ge-



Eine Lahnung, vom Wattenmeer überspült

raubt worden war. Aus den weiten Strecken des Wattenmeeres wuchs das Land empor: 30 000 Quadratkilometer hatte das Meer bereits wieder herausgeben müssen.

Und nun setzte nach der Machtübernahme durch die nationalsozialistische Re-



Die Lahnung im Watt, hier setzt sich der Schlick an.

Land steigt aus dem Meer

Die Nordsee muß ihre Beute hergeben — Landgewinnung in Schleswig-Holstein — Ein Kulturwerk des neuen Reiches

Am 29. August wurde durch den Führer der Adolf-Hitler-Koog an der Dieksander Bucht eingeweiht. Vor zwei Jahren, im Sommer 1933, erging als eine der ersten Taten der nationalsozialistischen Regierung der Befehl, nördlich der Elbe und westlich des bereits vor Jahrzehnten gewonnenen Landes neues Land dem Meere abzutrotzen. Dem Befehl folgte der Arbeitsbeginn auf dem Fuße, und nach weniger als zwei Jahren sind aus dem Meere bereits 1200 Hektar besten Landes zurückgewonnen. Die Krönung des Wertes war der Besuch des Führers. Schon in diesem Sommer konnten die neuangesiedelten Bauern ihre erste Ernte einfahren, während die Bauhandwerker noch emsig dabei sind, die Siedlerhäuser zu errichten. Im nächsten Jahre werden auf dem Adolf-Hitler-Koog 60 Bauernfamilien und 30 Landwirtschaftsfamilien angesiedelt sein, mit der Aufgabe, aus dem neugewonnenen Boden Nahrung zu schaffen und das zu erhalten, was 2250 Arbeiter und Arbeitsdienstleute in kaum zwei Jahren geschaffen haben. Diese freigewordenen Arbeitskräfte werden nicht fern. Ihnen sind neue Aufgaben gesetzt worden; neues Land soll der Nordsee entzissen werden.

gewinnung der 1200 Hektar des Adolf-Hitler-Kooges gebraucht wurden, so wird doch klar, daß der systematische Angriff von heute in kürzerer Zeit von weit größerem Erfolge sein wird. Doch soll man den zähen Kampf der früheren Jahrhunderte um das Land nicht unterschätzen. Was zuerst dem Küstenbewohner nichts weiter war als Schutz seiner Heimat, wurde später der Boden. Marsch-

gierung der organisierte Angriff gegen die Nordsee ein. So vor Jahrhunderten einzelne Marschbauern auf einsamen Posten kämpften, marschieren heute Hunderte und Tausende von Volksgenossen auf. Wo der Bauer mit seinen primitiven Werkzeugen mühselig werkte, stehen heute Maschinen. Wo er jede Erdbewegung mühselig mit seinem Pferde vornehmen mußte, fahren

schenhand ihm hier trauen will. Immer neue Steine schaffen die Jüge heran, immer höher wird der steinerne Gürtel, so hoch, daß er bei Hochwasser schon über dem Wasserspiegel liegt. Ob das Meer jetzt merkt, daß ihm seine Beute abgerungen werden soll? Noch hätte es die Kraft, dieses Menschenwerk zu zerstören: ein harter Weststurm, der die Wassermassen an die Küste



Die leeren Lören rollen zurück, die Erde wird ausgebreitet, ein Damm entsteht.

heute die Dampftraktoren schwerbeladene Wagen. Der Kampf von heute ist für den einzelnen leichter geworden, weil er nicht mehr eine Angelegenheit des Marschbauern allein ist, sondern Ehrensache des ganzen Volkes. So sind längs der Küste von der

preßt, eine Sturmflut, die aus der Nordsee heranragt — es geschieht nichts, der Gürtel wird höher, aus ihm entsteht der Deich, der das Land vor neuer Überflutung bewahrt und später das neugewonnene Land schützen soll. Dazu allerdings muß der Deich



Große Schienenanlagen führen fast ins Meer; in Lören wird der Schlick hinter den Deich gebracht. Photos: Scherl (3), Wittner (1) Associated Press (1).

Elbmündung bis zur dänischen Grenze überall die Arbeitskolonnen aufmarschiert. Zu Hunderten und Tausenden beginnen sie das Werk. Die Brechklänge der Deicharbeiter fahren auf die Hindlingsblöcke nieder, die auf einem Wall aus Ziegelflächen kunstvoll zu einem Wellenbrecher zusammengefügt werden. Auf dem feuchten Watt schaffen fleißige Hände am steinernen Deich. Wenige hundert Meter vor der Küste entsteht ein Gürtel. Zuerst schlagen bei Hochwasser noch die Wogen über die Steine. Noch weiß der blinde Hans nicht, daß Men-

den Deich bewahren und festigen, während Wagen auf Wagen heranrollen, um die steinerne Mauer mit Sand und Erde zu bekleiden, während Wagen auf Wagen mit Schlick hinter dem Deich entladen wird, regen sich wieder Hunderte von Häuten vor dem Deich im Watt. Gräben werden gezogen. Wo die Maschinen eingreifen können, treten Säger und Bagger in Funktion. Wo der Boden die Maschinen nicht tragen kann, muß der Mensch ohne ihre Hilfe auskommen. Es ist eine schwere Arbeit, aber deshalb eine Arbeit, die den Gewinn um so wertvoller macht. Zähe ist der Boden des Wattes, als wolle er sich festklammern und dem Menschen sein Werk freitig machen. Immer wieder fährt der Spaten in den Schlick, Wagen werden mit dem Schlick gefüllt. Schmale Gräben entstehen zuerst, sie werden immer breiter, bis über einen Meter. Immer weiter ins Meer hinaus werden sie gezogen, zwischen den Gräben entstehen lange Reihen von Pfählen, zwischen den Pfählen werden Reifgabeln befestigt. Das Meer bläst dem Menschen. Die Flut überspült die Gräben und die Lahnungen, wie die Pfahlbauten genannt werden. Jede Flut spült

Sand und Schlick heran, und wenn die Ebbe das Meer zurücktreibt, bleibt dieser Schlick in den Lahnungen hängen, die Gräben füllen sich mit Schlick. Im rechten Winkel von der Küste schiebt sich ein Damm neben dem anderen ins Meer hinaus. Die Deiche steigen in die Höhe. Und immer mehr steigt das Land aus dem Wasser. Hinter dem Deich betritt schon der Bauer das Land, um den neugewonnenen Boden zu bestellen, und während vor dem Deich zwischen den Lahnungen sich Neuland bildet, fährt er das Korn ein. Kurt Wittner.

Tilde und der fremde Gast

Skizze von Walter Dersch

Die Geschichte, die mir durch den Kopf geht, ist unscheinbar und alltäglich. Ich möchte so richtig das tagtägliche Pflaster der kleinen Stadt, in der sie geschieht, mit meinen Worten zum Leuchten bringen. Wie es unter der heißen Sommerhitze schmort und sich dehnt und wie nicht mehr viel fehlt, bis es wie eine Kugel schnurrt. . . Ach ja, die Geschichte! Es kommt ein älteres junges Mädchen darin vor und ein Künstler aus Berlin.

Das ältere junge Mädchen hieß Mathilde Krohn, kurzweg Tilde genannt. Tilde betreute ihren alten Onkel Janzen. Er hatte früher die Schmiede draußen am Rande des Städtchens besessen. Aber als er siebzig geworden war, bekam er mitten in der Arbeit einen Schlaganfall, und das glühende Eisen brannte ihm einen Fuß fast weg. Jeder andere hätte ein solches Unglück kaum überdauert. Janzen gesundete und übergab gegen eine runde Summe Geldes seinem besten Gefellen die Werkstatt.

Tilde lebte mit diesen beiden Männern in einem Hause — mit dem Onkel und dem Gefellen, und je älter der Onkel wurde, desto selbstverständlicher erschien es den beiden Jungen, ohne daß sie eigentlich jemals darüber gesprochen hatten, daß sie Mann und Frau werden würden.

Tilde war älter geworden im Dienst des Onkels. Die Jahre gehen auch in kleinen Städtchen schnell, wenn ein Mädchen mit kaum zwanzig Waise geworden ist. Manchmal kann Tilde ihrem ferneren Schicksal nach. Dann fühlte sie in der stillen Stube wohl des Onkels eisengraue Augen auf sich ruhen.



Zeichnung: Krusch

„Kind“, nahm er ihre zerarbeitete Hand. „Kind, ich habe keinen Menschen auf der Welt. Und wenn du beiratest, ich kenne das, willst du fort. . . Junges Blut hat andere Wünsche als ein alter Mann, der auf seinen Tod wartet. Was bleibst mir, wenn du fort bist? Das Altenheim, Tilde — für mich, für Janzen! Erspare mir das. Ich werde ja doch bald sterben. . .“

Aber Janzen war aus zähem Leber. Er starb nicht, Tilde wartete auch keineswegs auf seinen Tod — sie wartete auf ein Wort von Hannes, dem Schmied. Er war in allem ein stiller Mensch. Sein klares Auge schimmerte in großem Vertrauen, wenn sie hineinschaute. Sein voller, gesunder Mund lächelte ihr zu. Aber er sprach niemals mit ihr von den Fragen der Zukunft, von Liebe, von Heirat. Eine heilige Scheu hinderte ihn, Worte zu sagen, die ans Herz rührten.

Die Nachbarn, Postmeister Schröders Familie, luden Tilde und Hannes ein, mit ihnen zum Beamtensball zu kommen. Er sollte am Sonnabend im „Silbernen Stern“ stattfinden, und es hieß, der bei Schröders wohnende Berliner Musiker werde vorher auf dem Klavier etwas vorspielen. Hannes zog seinen schwarzen Anzug an, Tilde das hellblaue Spitzenkleid, das sie so jung machte. „Heute“, dämmerte ihr Herz, „nach dem Tanz wird er sprechen — wir müssen doch wenigstens einig sein. . .“

Lärmvoll war der mit Girlanden geschmückte Saal. Festliche Musik im Raum — der junge Mensch erhob sich, als Frau Postmeister ihn den neuen Gästen vorstellte: „Herr Welber, der heute Abend spielen wird.“

Mit weltmännischer Art beugte Herr Welber sich über Tildes heute ganz sorgsam gepflegte Hand, die aber keineswegs die Hausarbeit verleugnen konnte, und hauchte einen Kuß darauf. Das ältere junge Mädchen erröte bis an die Haarwurzeln, und Hannes machte ein mehr als erstauntes Gesicht. Dann mußte Herr Welber spielen. Und wie er spielte — es war doch nur ein Klavier, aber er füllte den ganzen Saal des „Silbernen Sterns“ mit Afforden und Tönen. Toller Jubel brach los, der junge Berliner bekam einen Arm voll Blumen und kam strahlend zurück an den Tisch.

„Diese schönen Blumen bitte ich Sie, Fräulein Tilde, anzunehmen! Und darf ich jetzt mit Ihnen tanzen?“

Die Kleinfüßler machten große Augen, es gab in den Winkeln manches Getuschel, doch Tilde schwebte dahin und sah keinen Regen der gewohnten Welt mehr. Die jugendhafte Fröhlichkeit Welbers packte auch sie. Es war

ein Abend, wie sie ihn noch nie erlebt hatte — und erst nach Mitternacht bemerkte sie, daß Postmeisters und Hannes schon gegangen waren.

„Stört es Sie?“ lachte Welber mit seiner übermütigen Miene, der sicherlich kein Mensch widerstehen konnte. „Dort im Nebenzimmer hat man eine Bar aufgebaut. Ich lade Sie zu ein paar Schnäpsen ein. . .“

Tilde trank die süßen giftigen Säckelchen traus durcheinander, bis es wirklich spät war und Welber sie, ganz in seine Blumen gehüllt, am Arm heimführte. Im Ullmenweg nahm er sie um den Hals. Sie erduldeten seinen heißen Mund, und eine unerlebte Seligkeit erfüllte sie. . .

Wie ein Zauber ging der nächste Morgen auf. Hannes schritt zur Schmiede, der alte Janzen legte sich gleich aufs Sofa. Er fühlte sich nicht gut. Tilde ging für Mittag einholen und traf die Postmeistersfrau stadtmäßig angezogen. „Schönen Gruß von Herrn Welber, Fräulein Tilde! Er ist eben wieder abgefahren, nach Berlin. Er wird manchmal an Sie denken.“

Tilde konnte nur kurz die Hand reichen und ins Haus zurückwandern. Abgefahren, hämmerte ihr Herz — er wird

manchesmal an mich denken! Ist das alles? Oh, und seine Hände waren so zärtlich. . .

Unberührt ließ Tilde das Essen stehen, als sie am Abend zu dreien zu Tisch saßen. Hannes würgte mühsam ein paar Wässerchen hinunter und setzte sich dann mit seiner Peise ans Fenster. Als Janzen schlafen gegangen war, stand die sommerliche Stille zwischen den beiden im Zimmer. Tilde konnte es nicht mehr ertragen — die große Schuld, die bittere Verzweiflung warf sie über den Tisch. Sie hörte Hannes festen Schritt, dann nahmen seine breiten Hände ihren Kopf.

„Mädel“, sagt er, „heute muß ich sprechen. Ich hab' mich schrecklich gefürchtet, daß du mit nach Berlin fährst. Du wirst ihn vergessen. Magst du mich denn ein bißchen? Ich bin ja nur ein Grobschmied.“

„Oh, Hannes — ist das denn noch dein Ernst? Er hat mich doch geküßt, und ich konnte mich nicht einmal wehren!“

„Ach nee“, sagte Hannes mit einem kleinen Lächeln um seinen gewöhnlichen Mund. „Das macht alles nur das verdammte Klavier und die glatte Art. Aber Tilde, ich habe auch ein Klavier. Willst du es morgen mal ansehen?“ Und als sie erstaunte Augen machte: „Mein Amboß. Der gibt zwar nur einen Ton, aber das hört sich ganz schön an. Und eine Schmiedsrau muß. . .“

Tilde wußte bereits, was eine Schmiedsrau tun muß. Die weitere Aussprache der beiden jungen Menschen bedurfte keiner Worte mehr.

Die grausamste Stadt der Erde

Von Karl Baldemar

Globetrotter nennen Marokko des Teufels Herkules, weil dieser Ort ihnen als der „heißeste Flecken unter der Sonne“ erscheint. — Aus ähnlichen Gründen bezeichnen sie Lahore als die „Stadt der schlaflosen Nächte“. — Sie kennen offenbar „das Tal des Todes“ in den Vereinigten Staaten nicht, wo brennende Sonnenstrahlen mit 60 Grad Celsius sich in ewig glühende Steine bohren!

Wenn man Volviken allgemein „die grüne Hölle“, den Amazonas „Herb des gelben Fiebers“ und Cayenne den „Pfuhl der schwarzen Pest“ zu heißen pflegt, so hat man eins in diesem unerfreulichen Register aufzuzählen vergessen: „Taudeni, das Tor des weißen Schicksals!“

Wer kennt im Abendland Taudeni? — Fast niemand. Es ist ein wichtiger Bestandteil aus der Wüste der Pandora. Der Teil des Hades, der die lebenden Leichname in sich birgt. Ein gräulicher Flecken in der Wüste, der sich selber verflüchtend „Stadt“ nennt. —

Verloren und gemieden liegt er da im Sandmeer der Sahara. Weit abseits von der großen Karawanenstraße, die aus dem Sudan von Timbuktu nach Marokko führt. Von einer Mauer eingeschlossen, gleicht der Ort einem Kalvarienberg mit wandelnden Gerippen. Was sonst die Phantasie in dieser Poesie Art zu schildern liebt, hier ist es Wirklichkeit. — Es gibt kein Tier, das hier am Leben bleibt. Nur Ungeziefer ausgegossen. Hier wächst kein Baum, kein Strauch, kein Gras und keine Blume. Kein Vogel fliegt darüber hin. Und Menschen kommen nur alle Jahr einmal, um den zu ewigem Aufenthalt hier Verdammten Lebensmittel herzubringen. Rückföhrnd nehmen sie das Produkt der Sklavenarbeit mit, die hier jahraus, jahrein im Namen der „französischen Kultur“ geleistet wird. —

Die Karawanen, die zu diesem Zwecke aufgezogen werden, sind nicht zu beneiden. Allzuoft gehen Menschen und Kamele dabei zugrunde. Und trotzdem ziehen immer wieder Fremde mit, die Reugier treibt, „die Geißel der Unseligkeit“, wie die Araber zu Taudeni sagen, von Angesicht in Augenschein zu nehmen. —

Der englische Forscher Mason erzählt darüber: „Mir ging es ebenso. Ich lernte viel auf meinen weiten Reisen kennen. Doch was ich hier gesehen und empfunden habe, überstieg selbst meine schlimmsten Erwartungen. Das Innere der sogenannten „Stadt“ läßt sich erraten. Es ist nichts weiter, als ein großer, freier Platz, mit Steinen und verfallenen Türmen eingegänzt, an denen rings herum die Hüften der Bewohner hängen. Ein einziges größeres Haus steht in dem Raum. Und das bewohnt der Herrscher der paar hundert Menschen, die hier wie Heerde vegetieren. Zum Teil gehören sie zum „Hoffstaat“ des hier residierenden Häuptlings Juba Dudi Eidi Ahmed, der sich stolz den Titel Raib beilegt. Unbeschränkter Sabib, ist sein Wille hier Gesetz. Nach Landesitte hat er sogar einen Harem. Ein Glück nur, daß man diesen nicht zu sehen bekommt. Auch unterhält er auf Kosten des französischen Gouvernements fünfzig gut ausgerüstete schwarze Krieger, die auf Ordnung sehen, den Ort vor einem Überfall durch Wüstenräuber zu beschützen. Sie werden zu diesem Zerbusdienste ausgelöst, denn freiwillig kommt keiner. Gleichzeitig kontrollieren sie die Arbeit in den Gruben und wachen mit besonderer Strenge über die Salzabgabe der Sklaven. Dann gibt's noch einige Handwerker und Händler mit beschriebenen Nahrungsmitteln und Gebrauchsartikeln. Meist Auszügler. —

Den Hauptbestandteil der Bevölkerung bilden Neger-Sklaven, die im Dienste Frankreichs stehen. Sie wohnen außerhalb der Stadt unter der Erde — lebendig begraben.

Sie schürfen Salz ihr Leben lang. Tagtäglich vierzehn Stunden. Taudeni ist von ungeheuren Salzlagern umgeben, die alles, was in Afrika unter französischer Herrschaft steht, mit Salz versorgen. Wo immer man hier geht und steht, ist alles von einer Salzschicht überzogen. Nach kurzem Aufenthalt auch jedes Kleidungsstück der Fremden. —

Die ganze Atmosphäre ist mit Salz geschwängert. Und was man ißt und trinkt, das schmeckt versalzen. Dabei wird man von einem Durst geplagt, der grenzenlos ist. — Die Schwarzen, die in den Gruben tätig sind, haben hoffnungslos mit ihrem Leben abgeschlossen. Sie können

niemals fort von hier. Die nächste Stadt: Timbuktu liegt über tausend Kilometer weit entfernt und ist nur mit Kamelen zu erreichen. Dazu fehlen ihnen die Mittel. So ist ihnen jede Verbindung mit der Außenwelt vollständig abgeschnitten. Sie sind Galeerensklaven, denen nur die Ketten fehlen. Dabei sind es nicht etwa Deportierte, die hier als Schandfleck europäischer Zivilisation des zwanzigsten Jahrhunderts hängen, sondern gekaufte Sklaven, oder solche, die in der Trunkenheit hierher befördert wurden, ihr Leben in den Salzgruben zu beschließen. Ihr gefährlichster Feind ist der Durst. Das Wasser wird hier in Zisternen aufgefassen und ist deshalb sehr knapp. Sie arbeiten in der glühendsten Tropenhitze, verschmachten bei lebendigem Leibe. Nur wenn die Regenperiode einsetzt, die sehr kurz ist, spüren sie Erleichterung. Dann stellen sie sich mit offenem Mund auf, um jeden Tropfen einzufangen. Alle Schüsseln, Teller und Gefäße werden dann zu gleichem Zweck bereitgestellt.

Und was das schlimmste ist, die Armen leisten ihre Arbeit nur für kümmerliche Nahrung. Fünf Zentner Salz sind das Ergebnis achtmundzwanzigstündigen Schürfens. Dafür erhalten sie elf Pfund Wasser. Etwas anderes zu essen gibt es nicht. Für ein wenig Brot müssen sie einen Zentner Salz abliefern, und sich ihre Rürsel selber zubereiten. Gegen weitere fünf Zentner bekommen sie ein Päckchen Tee oder ein Pfund Zucker. Geld niemals. Als Kleidung gibt es einen Hüftschal für zehn Zentner Salz. Wohin man tritt, ist der Boden mit schmutzigen Salzabfällen bedeckt, die einen übel riechenden Geruch ausströmen. Die Luft ist voller Staub des Salzes, der sich auf Brust und Junge legt und beißend bis zur Hölle in die Poren dringt. Die Leute haben alle triefende, rotgeschwollene Augen. Und sind sie bei der Ankunft noch so fett, hier werden sie mager. Die heißende Salzlust zehrt am Fleisch, daß bald nur Haut und Knochen übrigbleiben: die einzige Veränderung dieser Negersklaven, die sie täglich sehen können, ist wie sie magerer werden.

Und ist der lebende Kirchhof einmal nicht vom Grubenschnee bedeckt, so zieht ein wüster Samum, der gefährliche Wüstensturm darüber hin, dessen sandige Gewitterwolken bergerhoch alles grau in grau einhüllen. Meist dauert es dann tagelang, bis sie sich aus den Massenmengen feinen, stehenden Sandes wieder ausgegraben haben. —

Doch weitaus schlimmer ist das Salz. Ein junger Neger, dem ich bei der Arbeit zusah, erblidete meine Feldflasche. Sie war mit Wasser angefüllt und mochte wohl dreiviertel Liter fassen. Er bat solange, immer freundlicher, ich möge ihn davon trinken lassen, bis ich sie ihm reichte. Kaum hatte er sie ergriffen, wurde er schon verrückt. Mit großen Schritten lief er weg und brach in einen heulenden Freudentaumel aus. Dann lernte er sie gierig, ohne daß ich ihn daran hindern konnte, bis auf den Grund. Jetzt tanzte er und stieß unartikuliert Schreie aus. Unter scheußlichen Grimassen drehte er sich im Kreise herum und brüllte — brüllte, bis der dicke Schaum auf seinen Lippen stand und er zusammenbrach. Der Tropentoller hatte ihn ergriffen. Blut quoll aus seinem Munde. Der Anfang seines Sterbens war gekommen. —

Nach diesem widerlichen Wilde hatte ich nur den einen Wunsch: fort, fort von hier, so rasch als möglich! Jede Faser in mir schnehte sich danach, aus diesem Höllenslund des Satans endlich wieder befreit zu sein! — Es war das sonderbarste Reiseabenteuer, das ich je erlebte. Noch lange stand mir diese gespensterhafte Einside vor Augen. Mir und den anderen Fremden. Wir dankten unserem Schöpfer, als wir erst wieder auf den Kamelen saßen, um dieser unglücklichen „Stadt der tausend Flüche“, wie man sie im Sudan heißt, den Rücken zu kehren!

Keine dummen Gänse . . .

Wer Gänse gehalten hat, wird wissen, daß dies recht kluge Tiere sind, die den dummen Auf, in dem sie leben, durchaus nicht verbieten. Ein Zoologe hat im Pariser Zoo nun Versuche mit verschiedenem Geflügel angestellt und folgendermaßen festgestellt: Das schlauere Tier ist die Gans, der die Ente unmittelbar folgt. Krähen sind kaum minder klug, im weiteren Abstand folgt der Fasan. Das Huhn könnte man schon beinahe dumm nennen, aber die Putz ist es wirklich, ihr ist überhaupt nichts beizubringen.

Anlaß zu festlichem Brauch

Kraft durch Freude ist ein Wort der Gegenwart; aber der deutsche Mensch hat schon immer in der Freude einen Kraftquell für die Mühen des Alltags gesehen. Wo wir auch hinführen im Aufleben unseres Volkes: herrliche Volksfeste begleiten den Alltag und durchbrechen ihn immer wieder durch alle Jahreszeiten hindurch. Was sich an die großen christlichen Feste Weihnachten, Ostern und Pfingsten an Brauch und des Volkes anschließt hat, erschöpft noch längst nicht den Quellenquell festlichen Lebens im Laufe der Jahreszeiten.

Im Maien erwacht alle Kraft der Liebe und Männlichkeit, da steht das blühende Leben auf wider den Tod, und schon vorher hat man den Winter verbannt und den Tod ausgetragen. Es sind die Feste der Jugend, die den Maien beherrschen. Der Mairitt ist die Lust der Burtschen. Jedes Dorf wählt sich seinen Maikönig und seine Maikönigin, und mancherorts werden zu den „Maileichen“ die Mädchen wie das Holz versteigert.

Es kommt jetzt daran eine zwanzigjährige Tanne, schlant und schön gewachsen: der zum Abholen des Holzes nötige Abfuhrschein ist abgehoben bei Annemarie Kammrich. Das ist dann das Mädchen, welches versteigert wurde. Die Burtschen haben sich meistens schon vorher verständigt, damit auch jeder diejenige, die ihm besonders am Herzen liegt, ersteigern mag. Mit der Ersteigerung sind mancherlei Vorrechte dem Mädchen gegenüber verbunden. Bei allen Dorffesten hat der Burtsche den Anspruch auf den ersten Tanz, und aus dieser frühlichen Ersteigerung ist schon manche gute Ehe geworden.

Es gibt kein Geschehen im Leben des Volkes, das nicht zugleich Anlaß zu festlichem Brauch werden könnte. Hieraus entspringt die wunderbare Mannigfaltigkeit der Feste. Alle Kunstbräuche, historische Begebenheiten, überhaupt alle hervorragenden Geschehnisse sind Anlaß genug zu frühlichem Tun. Wenige Namen nur, und wir skizzieren über die Fülle deutscher Volksfeste.

In Nürnberg sind es der „Schwabentanz“ und in München der „Weggegründung“, in Ulm das große „Fischerfest“ und in Martenrieden der „Schäferlauf“, die von zünftigen Festen erzählen. Bei allen Festen betätigt das junge Volk seine Kräfte und zeigt, was es kann im Spiel und im Ernst. Das Fischerfest in Ulm ist ein frohes Kampfspiel der Fischer um den Siegespreis. Es gilt, mit Stangen bewaffnet, auf schwimmenden Kahn den Gewinner ins Wasser zu stoßen. Mächtige Zuschauergruppen folgen an den Ufern der Donau dem lustigen Schauspiel, jubeln dem Sieger zu oder brechen in schallendes Gelächter aus, wenn einer mit besonderem Schwung von seinem Kahn ins Wasser schleift. Bei all diesen Gelegenheiten zeigt das Volk aber auch seine alten Traditionen in prachtvollen Aufzügen und weicht so eine reiche kulturelle Tradition.

Freudenfeiern über die Befreiung aus Kriegsgefangenschaft sind der Anlaß zur alljährlichen Begehung des „Märitztums“ in Rottenburg, zur berühmten „Rinderzucht“ in Dinkelsbühl und zu dem nicht minder berühmten „Rinderfest“ in Rottenburg. Rottenburg, das liebliche Saalestädtchen, kommt ganz außer Rand und Band, wenn die Rinderzeit herannahet. Dieses Volksfest, mit den Kindern im Mittelpunkt, gehört neben der erwähnten Rinderzucht zu den anmutigsten Volksfesten überhaupt.

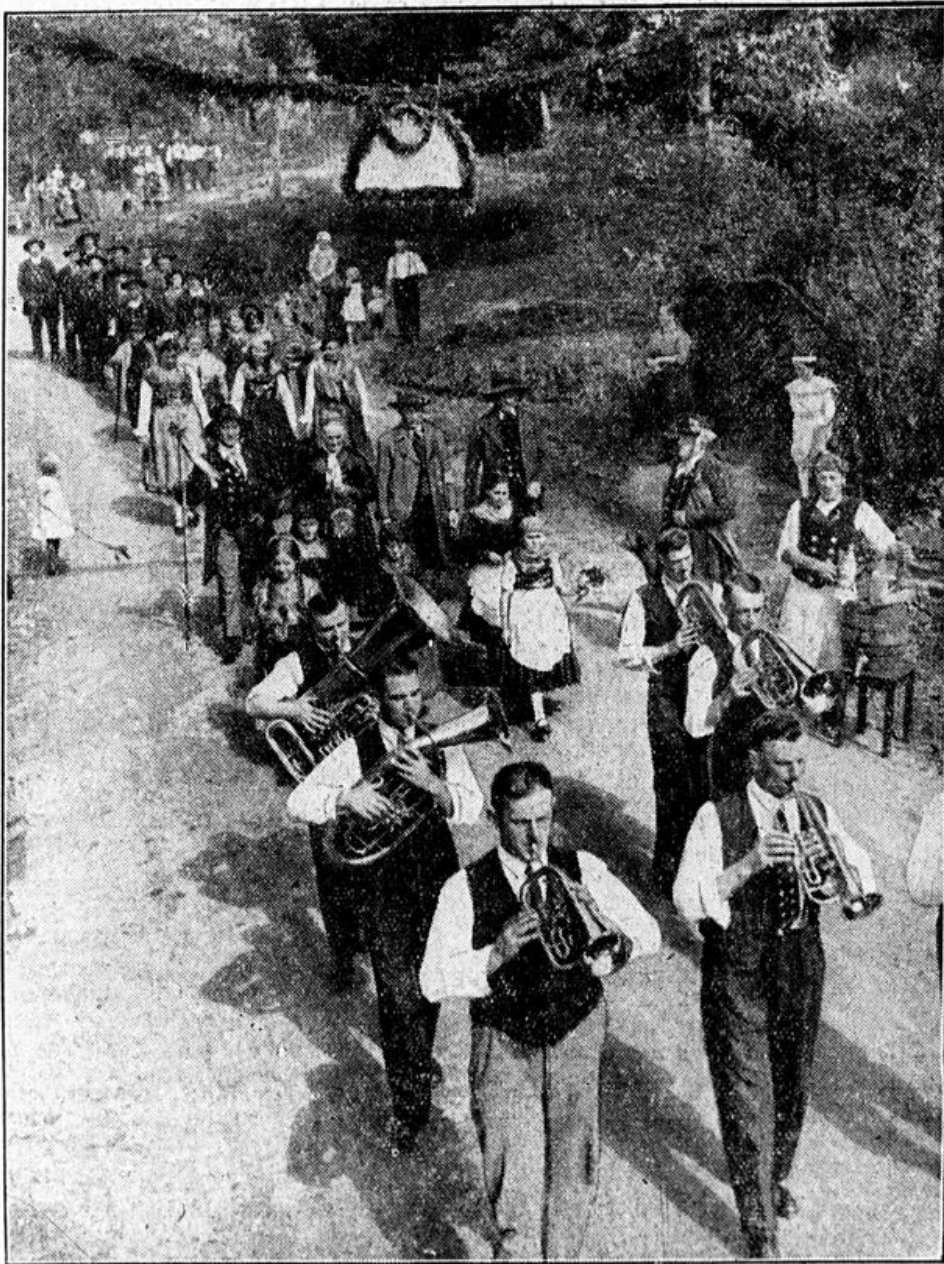
Die Tage der Weinlese sind gekommen, und unsere Augen richten sich nach den gesegneten Gauen an Rhein und Mosel, an Saar und Main. Das Leben des Winzers ist nicht leicht. Schon oft haben wir von ihren wirtschaftlichen Sorgen gehört. Von diesem barten Alltag spürt man freilich nichts, wenn man in den Tagen der Weinlese nach Altheim oder Gochheim, nach Rudesheim oder Oppenheim, nach Dürkheim oder Oppenheim, nach Würzburg oder Ochsenfurt und wie die unzähligen Weinorte noch heißen mögen. Da steht ein lustiges Volksfest auf zu froher Feier. Die Winzerfeste mit ihren Umzügen geben uns ein Bild so lebensfroher Daseinsbejahung, wie es vielleicht nur noch der Fasching bietet. Verühmt ist das moselländische Trachtenfest zur Weinlese in Vernastel-Gues, das drei Tage lang gefeiert wird. Das festliche Fliegen und Treiben in den Straßen nimmt kein Ende. Überall begegnet man Menschengruppen, die zur Musik des Festumzuges schmeiteln. In vielen Orten wird dabei eine Weinkönigin gewählt, die mit Weinlaub bekrönt und mit buntem Blumen am Kleider im Mittelpunkt aller Fröhlichkeit steht. Es gibt kein lustigeres Erntefest als bei den Winzerfesten, die das Lob des deutschen Weines singen.

In vielen deutschen Dörfern gehört die „Kirchweih“ oder „Kirmes“ zu den festlichen Höhepunkten des Gemeinschaftslebens. Ist der Anlaß auch ein ernstlicher wie so aus dem Namen hervorgeht, so ist das kirchliche Fest von einer weltlichen Feier begleitet, die der Freude viele bringt. In den Dörfern ist es

ein Tag fröhlicher Schmausereien. Die Bauern, die sonst sich mit schlichter Kost begnügen, sehen ihren Stolz darin, daß es den Gästen aus nah und fern, die zur Kirmes gekommen sind, nicht gelingen möge, den Braten und später die Kuchenberge aufzuzehren.

Nur wenige Feste haben wir aus dem unendlichen Reigen unserer Volksfeste genannt. Manche, die in Gefahr geraten waren, in Vergessenheit zu kommen, sind wiedererwacht und bilden fröhliche Höhepunkte deutschen Gemeinschaftslebens. Der

große Umbruch unserer Zeit hat aber auch dem Werden neuer Volksfeste vorgearbeitet, die nicht auf einzelne Orte oder Gauen beschränkt sind und die der Gemeinschaft der ganzen Nation festlichen Ausdruck geben. Wir denken dabei an den 1. Mai, die Sonnenwend, den Muttertag und das Erntedankfest. Aber wenn diese neue Festkultur auch allen deutschen Orten neue Feste schenkt, so soll diese Tage dennoch jeder Ort nach seiner eigenen Art gestalten, denn nichts ist wahren Volksfesten gemäßer, die niemals Schaustellungen oder Vorführungen irgendwelcher Art sind, sondern lebensvolles Miteinander.



Hochzeitszug im Bayerischen Wald

Photo: Blitner (M).

Wunderzirkel

Von Alois Florath.

Bis in die Nacht hinein hat er noch gespielt. Doch will er weiter. Die Artisten brechen die Zelte ab. Am Morgenrauschen bereits hupen die Wagen über das Plätscher der Landstraße. Am nächsten Abend steht der ganze Braßel, bis auf die letzte Lampe komplett in der Nachtstadt, und die wunderbaren Plakate, die gestern noch zum Besuch der Abschiedsvorstellung aufforderten, kündigen nun das „Hiesigen-Monumental-Eröffnungsprogramm“ an. Nach 14 Tagen geht daselbe Theater wieder los. Wieder in die nächste Stadt. Von Spanien bis zum Ural, von Kopenhagen bis Konstantinopel traben die stinken Pferdechen und laufen die Artisten. Immer in die nächste Stadt. Durch die ganze Welt! —

Sie sind sehr stolz auf ihre Kunst, die Zirkusleute. Ihr Leben gehört der Manege, und der Blickwinkel, von dem aus sie die Welt beurteilen, ist das Fenster ihres Wohnwagens. Es schaut ein kleines Mädchen heraus. Sein Blick geht hoch über die glühende Menge der Bürger hinweg und spielt mit der Ferne. Ob es Geschwister habe, wird es gefragt. „Ja, zwei“, antwortet es, „aber die sind beim Theater.“ Und mit hochgeschürzten Lippen fügt das Kind hinzu: „Rur ich bin beim Zirkus. Ich habe auch was gelernt.“ — Sie kann Seiltänzen.

Da kommt der stolze Mobilmanier nicht mit; und die Herrschaften, die in ihrem hundertpferdigen Achtzylinder über die Berge fliegen, können den Kopf nicht höher tragen als dieses Zirkuskind, das im wackeligen Wägelchen durch die Pfügen der Landstraße zieht.

In Zimmowitz traf ich einen kleinen Zirkus, der einen Wagen bei sich hatte, an dem „Menagerie“ geschrieben stand. Er hatte ein offenes Gitter und war in zwei Teile geteilt. Links wohnte ein Bär, und rechts

hatte die Direktion ihre Kührer untergebracht. Landhühner, die sich in nichts von anderen Hühnern unterschieden. Hier legten sie auch. Davor haute sich das Publikum. Hinter diesem Wagen waren einige Quadratmeter mit Ketten abgegrenzt. Da hauste ein Meerkatze. Sein Geheiß bestand nur aus zwei spitzen, nackten Knochen. Es war angebunden und saß Heu. Immerzu. Trostlos anzusehen.

Denselben Zirkus traf ich später hinter Kolberg wieder. Mitten in seiner Wagenburg thronte Joseph Braubacher, der Inhaber und Direktor der Schau. Er sah auf einem alten Marmeladeneimer und entwarf das Nachmittagsprogramm. Vor ihm zeigte sein zehnjähriger Sohn anderen Dingen das Reitschulturn. Er lehrte sie das langgezogene Ausholen, zeigte ihnen, wie man die Lederhose laut schneidend durch die Luft sausen und sie mit pfeifendem Knall über den Sand wirbeln läßt. Wer es bei ihm gelernt hatte, mußte dem kleinen Braubacher fünf Pfennige zahlen.

Vor dem Wagen mit der Menagerie blieb ich stehen. Der Bär knabberte an demselben Holz wie in Zimmowitz. Er brumnte dabei. Aber niemand verstand, ob er es böse oder freundlich meinte. Die Kührer waren auch noch da. Sie hatten einen Gai, einen Fuchs. Der tat den Kührern nichts. Die Kinder kamen und wickten ihm wohl mal ins Gesicht. Es rührte ihn aber nicht. Ein junger Hahn trat ihm auf die Nase. Auch das rührte ihn nicht. Ein Dunge reizte ihn mit seinem Stod. — Na? — Nein, es rührte ihn nicht mal, wenn er gereizt wurde.

Ich trat hinter den Wagen und wollte dem Meerkatze „Guten Tag“ sagen. Es war nee. Das regte mich auf. Ich ging zu Herrn Braubacher und fragte ihn nach dem Tier. Direktor Braubacher fuhr mit der

Hand über die Stirn, als müßte er die Schatten der anderen Bestien aus seinem Gedächtnis verschleichen. Plötzlich betamen seine Augen ein Leuchten. „Meerkatze!“ rief er, „Herr, sie meinen Meerkatze. Das war gewiß ein schönes Exemplar.“ Joseph Braubacher nickte in Erinnerung. „Es ist eingegangen, Herr. Es konnte mein Heu nicht vertragen.“ Ich wandte mich ab. Ich ärgerte mich über mich. Weshalb sprach ich mit diesem Mann. Es ist doch sonst nicht meine Gewohnheit, fremde Leute anzureden. Jetzt erinnerte ich mich, daß ich immer schon mal an das Meerkatze, den Bären und sogar an die Kührer gedacht hatte.

Warum? Es ist wohl doch so, daß der bürgerliche Mensch in dem wandernden Zirkuswagen das erkennt, wozu er denkt, wenn er nichts nicht schlafen kann. Was seinen Träumen Anregung gibt und den Hintergrund aller unerfüllbaren Wünsche bildet.

Volksfest, ganz aus dem Volk geboren

Sorgsam ist das Jahr aufgeteilt in je sechs Arbeitstage und einen Sonntag. Aber wenn ist das genau? So eröffnet man denn das beginnende neue Jahr bereits festlich, feiert über den Fasching hoffnungsvoll auf Ostern zu, zieht Himmelfahrt ins Grüne, um zu sehen, wie weit es denn der Sommer schon gebracht hat, und landet dann beim lieblichen Pfingstfest. Die drei letzten Gelegenheiten zum Feiern bescherte uns die Kirche, aber es sind die letzten bis zum Winter. Soll das andere halbe Jahr freudelos dahingehen? Das Volk erfand sich seine eigenen Feste, und sie gehören nicht zu den traurigen.

Volksfest — das heißt Trubel und Lachen, Blasmusik und staubwirbelnde Tanzböden, Buden mit Käseinstrumenten und Kuchen, Würstelmänner und Luftballonhändler, beginnender Kravall und lärmvolle Verführung, Blumenwinden und bunte Kleider. Vor allem aber mitten darunter und kaum noch zu bändigen — Kinder. Kinder von allen Größen, Mädel und Jungen, die den Tanzenden zwischen die Füße geraten, Rastpausen auf dem Karussell machen, verlorengehen und ständig Aufsehen verursachen. Manche Stadt, jede Landschaft haben ihre Volksfeste. Umzüge finden statt, alte Tänze in der Landestracht und Reigen rufen die Geschichte wach.

Volksfest — das bedeutet, mag es heißen, wie es will, das Fest des Volkes, das gemeinsame Feiern von arm und reich. Ein Gemeinschaftsgefühl verbindet sie alle, sie haben an denselben Dingen Freude, sie haben bei diesen traditionellen Festen alle dieselben Erinnerungen an ebenso frühlich gefeierte Feste in ihrer Jugendzeit. Alle Genüsse sind ihnen gemeinsam zugänglich. Sah schon jemand auf dem Jahrmarkt Sekt trinken? Man trinkt Bier oder bunte Limonaden. Sah schon jemand auf den gescheuerten Tischen der Festwiese Kaviar stehen? Man hält sich an Würstchen, mitgebrachten Kuchen oder frisches Schmalzgebäckes.

Volksfest — ganz und gar aus dem Volk geboren, die meisten Feste durch lange Überlieferungen mit einer Folge von Zeremonien eingeleitet. Feste heidnischer Überlieferung leben hier munter fort und tun keinem etwas Böses. Die Feste alter Zeiten spielen keine geringe Rolle. Die Woffentlichkeit der mittelalterlichen Bürger steht hier immer noch. Jeder Stand trägt bei mit seinen alten Gebräuchen zu der Luftbarkeit, die heute genau so festlich ist wie vor Hunderten von Jahren, wenn auch heut der Sinn und Ursprung nicht immer klar ist. Doch tut es not, zu wissen, warum man feiert? Dieses Volksfestgenügen hat nur den Zweck, die Menschen aufzumuntern.

Das Treiben der Volksfeste, dies Lachen der Volksseele, ist nicht niederzubrüden durch wirtschaftlich beengte Zeiten. Solange das Volk innerlich gesund ist, wird auch sein Lachen das eines gesunden Menschen sein, der nicht immer einen schwerwiegenden Grund braucht, um fröhlich zu sein. Unsere Großeltern betamen von ihren Eltern ein paar Groschen, um sich dafür die Welt an Glückseligkeit auf dem Jahrmarkt zu kaufen. Unsere Eltern waren bedeutend anpruchsvoller. Heute ist man wieder recht bescheiden geworden. Ob die Freude beeinträchtigt oder gefördert wird durch Groschen mehr oder weniger? Das einzige, was unbedingt mitgebracht werden muß zu solchem Volksfest, das ist ein fröhliches Herz.

Nicht verwunderlich. Schutze mahnt per Telefon einen faulen Kun-en.

„Hören Sie mal, verehrter Herr Kote, ich muß mich doch sehr wundern! Die dreihundert Mark, die ich schon so oft angemahnt habe, sind noch immer nicht bei mir eingegangen!“

„Wundern Sie sich nicht“, tönt es vom anderen Ende der Strippe, „ich habe sie noch nicht abgeschrieben.“

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

Fünfte Fortsetzung.

Die beiden Herren, die mit Brieners Abführung betraut wurden, kehrten schon nach einer halben Stunde in das rote Zimmer von Blaschke's Kneipe zurück.

Die Zurückgebliebenen blickten sie erwartungsvoll an. „Alles erledigt“, sagte einer der beiden Männer. „Ihrer Herrschaft ist, werden wir ihn laufen lassen.“

„Und ihm einige Tausender geben“, setzte einer der Herren großmütig fort.

Noel schüttelte den Kopf. „Davon rate ich dringend ab. Das Geld würde bloß den Appetit dieser Latente entfachen. Er soll froh sein, daß er mit heller Haut davonkommt. — Aber wir haben im Augenblick wirklich dringendere Sachen zu besprechen.“ Noel machte eine ungeduldige Geste.

Die zwei, die soeben erst zurückgekehrt waren, fragten fast gleichzeitig:

„Ja, aber um was handelt es sich denn?“

Mit hastigen Worten gab man ihnen Auskunft. Es merkte eine Weile, ehe die beiden sich fassen konnten.

„Kolossal! Unglaublich!“ stammelten sie endlich. Dann fragte der eine, und aus seiner Stimme klang leises Mißtrauen: „Ja, aber wozu brauchen Sie uns, Noel? Was bewegt Sie, uns an der Sache zu beteiligen?“

Noel lächelte überlegen. „Ich habe diese Frage erwartet. Ich brauche Sie, weil die Geige mit dem Papier noch gefunden werden muß. Und vor allem: Wenn ich das Papier verwerfe, bekomme ich eine, vielleicht auch zwei Millionen dafür. Sie mit Ihren Beziehungen dagegen können einen Preis erzielen, der selbst in fünf Jahren für jeden eine Summe von, sagen wir — zwanzig Millionen ergibt!“

Ein verblüfftes Schweigen folgte, dann fragte einer der Herren schüchtern: „Sie sagen doch, es jagen noch andere nach der Geige?“

Noel grinste: „Die anderen jagen nach einer falschen Geige!“

Bevor Fernanda den Expreszug nach Port Said bestieg, unterzog sie ihre äußere Erscheinung einer kleinen Umwandlung. Die Metamorphose ging in einem Hotel von Alexandria vor sich.

Als zur Abfahrt des Zuges verließ sie das Hotelzimmer nicht. Dann klingelte sie, und mit abgewandtem Gesicht gab sie dem erscheinenden Zimmermädchen den Auftrag, ihr einen Dienstmann zu besorgen. Kurz danach betrat der herbeigerufene Kommissonär ihr Zimmer. Fernanda befahl ihm, ihr Gepäck zum Bahnhof zu schaffen und auf sie dort zu warten. Der Mann nahm die Koffer und entfiel sich. Als er die Treppe des Portiers passierte, erkundigte sich dieser neugierig:

„Wohin bringst du das Gepäck der hübschen jungen Dame?“

„Zum Bahnhof“, erwiderte lachend der Kommissonär. Noch unterwegs schmunzelte er über den guten Witz des Hotelportiers. Hübsche junge Dame, hatte er gesagt!

Als Fernanda eine halbe Stunde später das Hotel ebenfalls verließ — die Rechnung hatte sie bei ihrer Ankunft beglichen —, bildete der Portier überrascht auf. Woher kam plötzlich diese alte Dame; er hatte sie nicht das Hotel betreten sehen. Doch ehe er noch seinem Erlaunen Ausdruck verleihen konnte, war Fernanda bereits auf der Straße. Der Hotelportier schüttelte verwundert den Kopf. Wie konnte er auch ahnen, daß die alte Dame mit dem hübschen jungen Mädchen das vor einigen Stunden ein Tageszimmer gemietet, identisch war.

Zum ersten Male seit ihrer Abreise aus Berlin hatte Fernanda die Schminke abgeworfen und die übrigen Utensilien zu ihrer Maskierung herangezogen. Sie zog es vor, im Expreszug zum Suezkanal unerkannt zu bleiben.

Als zur Abfahrt stand Fernanda am Absteigertor und spähte auf den Bahnsteig hinaus. Doch sie konnte Walter Barwid nicht erblicken. Entweder befand er sich schon im Zuge oder es hatte sich sein Gesundheitszustand derart verschlechtert, daß er die Weiterreise nicht antreten konnte. Bei diesem Gedanken empfand sie eine Regung des Mitleids, die sie jedoch gewaltig unterdrückte.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Gleich danach wurde die Abteiltür geöffnet, und Fernanda erblickte Walter Barwid. Ihr Herz ging ein wenig schneller. Würde er eintreten? Sie war nicht vollkommen sicher, ob er sie aus nächster Nähe und bei den verräterischen Strahlen der afrikanischen Sonne nicht erkennen würde. Schließlich besaß er die Augen eines erfahrenen Kriminalisten.

Zu ihrer Erleichterung gewahrte sie, daß Barwid nach einem flüchtigen Blick auf sie weiterschritt. Er suchte scheinbar ein leeres Abteil.

Fernanda machte es sich in ihrer Ecke bequem. Sie schloß die Augen und versank in ein laises Träumen. Erst die Stimme des Speisewagenangestellten, die zum Essen rief, riß sie aus dem wohlthuenden Halbschlummer.

Sie erhob sich und schritt dem Speisewagen zu. Gleich beim Eintreten erblickte sie Barwid. Er sah an einem kleinen Tischchen und sah uninteressiert auf die vorüberfliehende eintönige Landschaft. Fernanda suchte nicht zu nahe bei ihm einen freien Platz.

Die Kellner servierten die Suppe. Plötzlich blieb Fernanda das erhobene Löffel in der Luft stehen. Eine elegante dunkelhaarige Dame hatte den Speisewagen betreten. Fernanda erkannte Oliva Blanche!

Jetzt schritt sie an Barwids Tisch vorbei. Fernanda konzentrierte ihr ganzes Sehvermögen auf die beiden. Barwid hob den Blick und sah auf die Vorbeisirende. Es war ein nichtsfagender, ein wenig kritischer, ein wenig verwundernder Blick. Sonst nichts. Die beiden kannten sich nicht.

Noch ehe Fernanda aus dieser Tasse ihre Schlüsse ziehen konnte, wurde sie durch ein neues Geschehnis über-rumpelt. Kaum hatte Oliva Blanche Platz genommen, näherte sich ihr von der anderen Seite des Speisewagens ein Mann. Fernanda sah vorerst nur seinen Rücken. Erst als er neben Oliva Platz nahm und Fernanda das Gesicht zuwendete, erkannte sie ihn. Es war der Mann mit der Reißschreibmaschine.

Während die Schlüsse der überfallenden Komaden von der einen Seite und die der Flugzeugbesatzung von der anderen die unendliche Stille der Wüstennacht aufsuchten, war Oliva Blanche schnell zu einem Entschluß gelangt. Sie, die in ihrem an Geschehnissen reichen Leben schon gefährlichere Situationen überstanden hatte, handelte fähig. Während einer kurzen Gesprächspause verließ sie kriechend ihren Platz hinter dem Flugzeug. Langsam und mit unendlicher Vorsicht näherte sie sich der Stellung der Komaden.

Ungesehen gelangte Oliva bis dicht an die Reihen der Komaden. Als man sie endlich gewahrte und mehrere Gewehre sich gegen sie richteten, rief Oliva hastig einige arabische Worte.

Wenige Minuten später stand Oliva vor dem Anführer der Schar. Seine Leute mußten ihn vom Auftauchen der geheimnisvollen weißen Frau bereits unterrichtet haben, denn der Scheich, der Titel gebührte ihm wohl, empfing Oliva mit einem „A Salam!“, das nicht feindselig klang.

Oliva konnte sich immerhin rühmen, außer einem Duzen europäischer, ebensoviel östliche Sprachen und Dialekte zu sprechen. Das Arabische war ihr auch aus anderen Gründen geläufig. Sie durchstreifte im geheimen Auftrag in den ersten Nachkriegsjahren ganz Nordafrika und Arabien. Ihre „Beziehungen“ reichten bis zum Golf von Aden.

Dieser Umstand war es, der sie bewog, die Gassefreund-schaft wilder, räuberischer Komadenstämme die der italienischen Militärgerichte mit unangenehm neugierigen Kriegsärzten vorzuziehen.

Sie täuschte sich auch nicht in ihren Erwartungen. Nachdem der Anführer Oliva angehört hatte, versprach er der fremden Frau seine Hilfe. Es waren nicht Olivas Worte allein, die den Häuptling dazu bewogen. Oliva hatte aus einer geheimen Tasche ihrer Kleidung ein Schreiben hervorgeholt. Es war mit arabischen Schriftzeichen bemalt. Als der Scheich, der des Lesens immerhin kundig war, das Siegel der Schrift gewahrte, führte er sie an sein Haupt und küßte sie. Dann nahm er von ihrem Zuhalt Kenntnis.

Gleich bei Anbruch des Tages verließen auf kleinen, schnellen Pferden zwei Reiter das Lager. Einer von ihnen war Oliva. Der viele hunderte Kilometer lange Weg bis zur Stadt Quargla in der südägyptischen Wüste wurde von Oliva in weniger als drei Tagen zurückgelegt. Ihr Begleiter und ihr Pferd wechselten öfters. In Quargla konnte sie ein Auto nach Konstantine mieten. Konstantine bot leichte Möglichkeiten zum Weiterkommen.

Oliva Blanche gelangte in Bizerte drei Tage nach Fernanda an. Ein Besuch im Krankenhaus klärte sie über das Verschwinden des Matrosen Alvarez auf, aber auch über Fernanda und das Unbekannte Nachforschungen.

Oliva war beinahe ratlos. Ein glücklicher Zufall kam ihr zu Hilfe. Sie sah in einem Café und bekam das unbedeutende Lokalblatt in die Hände. Und hier las sie die Geschichte, sensationell ausgeschmückt und mit vielen Aus-rufungszeichen, des blinden indischen Schiffseizers, dem die Geige des spanischen Matrosen das Augenlicht wieder-gab. Alle Namen der Beteiligten waren erwähnt und auch die Pilgerfahrt des Genesenen nach Mekka. Der russische Kellner des „Grand Café Sebastopol“, der dem Blättchen die Nachricht lieferte, hatte nichts verschwiegen.

Oliva eilte sofort auf das Telegraphenamt und sandte an die in Tripolis zurückgebliebenen Männer eine Depesche. Bauer, Ostrog und Schenk erhielten die Mitteilung, ohne Verzögerung die Reise nach Ägypten an-zutreten. Da sie dem Ziele bedeutend näher waren als Oliva, fiel es ihnen zu, den Jünger mit der Geige auf dem Wege nach Mekka abzufangen.

Oliva Blanche wollte sich diesmal keine Chance ent-gehen lassen. Nach eingehendem Studium der Schiffsfahrts-pläne charterte sie daher in Tunis ein Wasserflugzeug nach der Insel Malta. Hier gelang es ihr, einen Dampfer, der von Malta nach dem Suezkanal fuhr, zu erreichen. Oliva landete kaum anderthalb Stunden nach Fernanda im Hafen von Alexandria.

Im Augenblick wußte sie noch nicht, wo sich die Männer ihrer Gruppe befanden. Es war auch einerlei. Oliva hoffte, den Pilgerdampfer „Sana“ in Port Said oder Suez zu erreichen. Sie begab sich vom Hafen direkt zum Bahnhof. Hier begegnete ihr Nedor Schenk.

Noch ehe der Nachtschiff serviert wurde, verließ Fernanda den Speisewagen. Schnell lief sie die Wagenreihe entlang und spähte aufmerksam in die Abteile. Sie hatte bald entdeckt, was sie suchte. Neben zwei Ledertoffen, die wahr-scheinlich Oliva Blanche gehörten, erblickte Fernanda den Reißer und die Schreibmaschine des Begleiters. Im Abteil befand sich im Augenblick niemand. Fernanda trat

ein. Ohne zu zögern griff sie nach der Reißschreib-maschine und hob schnell den Deckel ab. Im nächsten Augenblick befand sich bereits ein Papierbogen in dem Wagen. Hastig und wahllos tippte Fernanda einige Buchstaben.

Als sie sich wieder in ihrem eigenen Abteil befand, suchte Fernanda aus dem Koffer einige Schreiben hervor. Es waren die Briefe des Unbekannten, der sich „Fernand, der Sie anbetet“ nannte. Sie verglich sie mit den soeben getippten Buchstaben. Ein Irrtum war ausgeschlossen: Die Briefe des Unbekannten wurden mit der Maschine ge-schrieben, die nur einige Abteile entfernt im Gepäc-ke lag!

Der Zug gelangte in den späten Nachmittags in Port Said an. Fernanda gab es auf, Barwid oder Oliva Blanche und deren Begleiter zu folgen. Trotz der späten Stunde begab sie sich nach dem Hafen. Hier erwartete sie eine große Enttäuschung. Der Pilgerdampfer „Sana“ hatte bereits am Abend Port Said passiert. Er mußte im Augenblick schon im Golf von Suez sein.

Fernandas Hirn durchzuden Barwids Worte: Sie würde den Gefuchten in Port Said nicht mehr antreffen! Sie grübelte nicht lange über Barwids prophetische Be-gabung, sondern wandte sich praktischen Erwägungen zu. Auf ihre Erkundigungen hin erfuhr Fernanda, daß schon in sieben Stunden ein Dampfer mit dem Ziel Djibda Port Said passierte.

Sie beschloß, sich einige Stunden Ruhe zu gönnen, und suchte ein Hotel auf. Nachdem sie den Portier be-auftragt hatte, sie nach fünf Stunden zu wecken, begab sie sich sofort auf ihr Zimmer.

Als Fernanda erwachte, hatte sie Kopfschmerzen. Ihr erster Blick fiel auf die kleine Uhr auf dem Nachtschiff. Welche Zeitgeräusche auf dem Welt. Mit einem Sprung war Fernanda aus dem Bett. Die Lage der Sonne überzeugte sie, daß es tatsächlich Mittag war. Sie läutete Sturm. Das Zimmermädchen kam, der Portier kam.

Der Portier beteuerte, er habe wie befohlen um sieben Uhr mehrmals geklopft. Erst als er Fernandas verschlafene Antwort erhielt, entfernte er sich. Fernanda konnte sich an nichts erinnern; sie hatte alles verschlafen.

Sie kleidete sich an und eilte nach dem Hafen. Es sah für sie böse aus. Den Suezkanal passierten zahlreiche Schiffe, doch nur die wenigsten berührten den Hafen von Djibda. Man tröstete sie, daß sie in den nächsten Tagen schon Gelegenheit finden würde, mit irgendeinem Dampfer nach ihrem Ziele zu gelangen. Es war ein magerer Trost.

„Welches ist das nächste Schiff nach dem Roten Meer?“ fragte Fernanda.

Man zeigte ihr einen riesigen Dampfer, der abfahrt-bereit im Hafen stand. Es war dasselbe Schiff, mit dem Oliva von Malta nach Alexandria fuhr.

„Wann fährt der Dampfer ab?“ erkundigte sich Fernanda. „In einer Stunde!“

„Ich fahre mit!“ erklärte Fernanda resolut.

„Aber der „Prince of Wales“ verläßt gar nicht den Hafen von Djibda!“ betam sie zur Antwort.

„Gleichgültig. Ich möchte einen Platz belegen!“ Eine halbe Stunde später befand sie sich auf dem Dampfer.

Es war Nacht, und das Riesenschiff befand sich im Roten Meer. Eine Bordreimton fand statt. Im Scheine bunter Lampen tanzten die Passagiere. Fernanda ließ sich beim Kapitän melden. Der hagere Engländer, der es gewöhnt war, daß ihn Passagiere der ersten Klasse mit unmöglichen Fragen bestürmten, machte eine zuvor-kommende Miene.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Madame?“

„Herr Kapitän, wie befinden uns im Augenblick auf der Höhe von Djibda?“

Der Kommandant nickte.

„Herr Kapitän, wollen Sie mich ausbooten...“

Der Kapitän zeigte keine Verblüffung. Während seiner langen Laufbahn war man schon mit verrückteren Wünschen an ihm herangetreten.

„Unmöglich, Madame!“

„Ich muß aber unbedingt nach Djibda“, fuhr Fernanda unbeirrt fort.

„Sie vergessen, daß wir unsere feste Route haben“, erwiderte kalt der Kapitän.

„Dann bleibt mir nichts übrig, als schwimmend das Ufer zu erreichen“, rief entschlossen Fernanda.

Noch ehe der Kapitän etwas erwidern konnte, verließ sie den Raum. Der Seoffizier blühte ihr topfschüttelnd nach. Er glaubte natürlich seinen Augenblick, daß sie ihre Drohung auszuführen gedachte.

Allein, schon nach fünf Minuten erscholl der Ruf: „Mann über Bord!“

Die Musik an Deck verstummte. Das elegante Publikum hatte sich erregt an der Meldung. Miesige Scheinwerfer beleuchteten die dunkle Wasserfläche. Aber nichts war zu erspähen.

Es war längst hell geworden. Fernanda schwamm bereits die zweite Runde. Sie fühlte sich gar nicht matt. Als sie vom Schiff ins Wasser sprang, war sie bloß mit einem Badeanzug und einem leichten Pulllover bekleidet. Das Meer war vollkommen ruhig und beinahe warm. Nach zweieinhalb Stunden Schwimmen erreichte sie das Ufer. In einem wasserichten Gürtel befanden sich ihr Paß und mehrere hundert Pfund.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 22. September 1935

Nachwuchs in der alten Garnison

Auf der Rückreise von Nürnberg hat der Chronist einen 17-jährigen Absteiger nach Mainz gemacht; lange hatte ich mit mir gerungen, ob ich es tun sollte oder nicht; aber es zerrte doch eine magische Gewalt an einem herum, als man in die Nähe dieser Stadt kam, in der man mir vor 21 Jahren den sogenannten bunten Rod angezogen hat; Donnerwetter, wie die Zeit vergeht!

Dieser Weg in die alte Garnison und zur alten Kaserne draußen vor Mainz sollte so eine Art von Wallfahrt werden, und da Wallfahrer gemessen zu gehen haben, so „wallte“ ich auch vom Mainzer Bahnhof aus über den Schillerplatz die Gasse hinauf, in das Viertel, wo sicherem Vernehmen nach meine alte Kaserne noch stehen sollte; ein Polizeibeamter mit einem Tschakko auf dem Haupte hatte mir verraten, daß eigentlich alles noch dorten so war, wie einst, und er lächelte verständnisvoll über den Pilger; aber mit Leuten, die ein noch so kleines Ordensbändchen im Knopfloch haben, kann man sich über solche Sachen sehr gut unterhalten. „So müße Sie halt nochmal die Gasse einuffgehen!“, hat er gesagt, und das hat der Chronist dann auch getan.

In dieser Gasse haben wir damals 1914 als junge Rekruten und „Kriegsmutwillige“ jeden Feuerwehmann und jeden Schutzmännchen, jedes männliche Wesen mit nur einigermaßen „blintigen“ Knöpfen vorchristlich durch Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung begrüßt, daß es nur so rauchte, weil wir uns keineswegs gegen die elementaren Grundregeln des Kommissats vergehen wollten, und weil wir eben der Meinung waren, daß man besser einmal einen Feuerwehmann zuviel grüßte als einen Zahlmeisterstellvertreter zu wenig.

In dieser Mainzer Gasse hat sich nichts Aufregendes für den Heimkehrer zur Kaserne ereignet; da waren noch die alten Geschäfte und Häuschen, um die sich ganz sicher kein Denkmalschutz Sorgen zu machen braucht, weil eine solche „Sperrlingsgasse“ vor dem Wobruß dadurch geschützt erscheint, daß sie eben eine so große Menge kleiner aber bodenständiger Existenzen beherbergt, die wohl seit Generationen hier feststehen, und die niemals heraus wollen und heraus können.

Oben auf der Höhe hatte sich dann manches verändert; es war alles „anders“ geworden, aber mitten in diesem Fremden stand doch die Kaserne, „Generalfeldzeugmeister“ so gänzlich unverändert und unverändert; durch das Tor ging ich dann noch einmal auf den Kasernehof, umschlich noch einmal die Gebäude, in denen jetzt ein Schulungslager des NS-Lehrbundes und einige Wohnungen untergebracht sind, und ich feierte fröhlich die Wiederkehr mit der Gebaulichkeit, die so eine Art von Mittelpunkt unserer täglichen Kasernehofleistungen war: mit der (Verzeihung, aber das Wort ist nicht zu umgehen!) Latrine, die immer noch und ohne jegliche Veränderung auf diesem Kasernehof stand. „An die Latrine, marsch, marsch!“ das war das Lieblingskommando aller Feldwebel und Bizefeldwebel, aller Sergeanten und Unteroffiziere, aller Obergefreiten und Gefreiten, und wir saßen dann durch die Gegend, wie wildgewordene Stiere. Der Kasernehof war ein wenig grün geworden, die „Verspannungsabteilung“ sah ein wenig vernachlässigt aus, weil sie außer Betrieb war, aber sowohl das Wachgebäude am Eingang als auch die anderen Einzelheiten waren noch so genau erhalten, daß man jeden Augenblick hätte wieder hier Soldat sein können, wenn das noch gefordert worden wäre. Aber es wurde nicht gefordert; ganz still war es in dem großen Raum der Kasernegebäude, kein Feldwebel kam aus dem „Rekruten-depot“ gestürzt, und nichts Militärisches war sichtbar; es herrschte eine fast unheimliche Ruhe, etwas von der Ruhe eines Friedhofes, und es war nicht einmal ein einzelner Mensch sichtbar, mit dem man sich vielleicht doch einmal eben unterhalten hätte. Aber vielleicht war es auch gut so, daß man so allein war; schnell kam man sich da natürlich etwas lächerlich vor, weil man nicht recht wußte, was man denn eigentlich noch hier suchte.

Es war ein heißer Tag, und es war einem recht merkwürdig um das Herz, und erst da, als ich am Regimentsdenkmal des Brandenburgischen Fußartillerie-Regimentes Generalfeldzeugmeister Nr. 3 auf dem Fort Joseph stand, von dem aus eine steinerne 15-Zentimeter-Feldhaubitze weit hinausschaut in den Rheingau, da wurde es einem ein bißchen klarer, warum man sich immer noch wieder angezogen fühlt von diesen Dingen, die zwar aus Stein oder Eisen sein mögen, wie die Kasernen und das Denkmal, die aber doch Leben haben, unser Leben und unseren Herzschlag, unseren Atem, und die jenes entscheidende Stück Leben bestimmen, das uns aus den Bahnen nicht nur einer Jugend riß, sondern in einen ewig unruhigen Wirbel einer sich stetig erneuernden und verzehrenden Zeit.

Das Kind muß einen Namen haben

Am nächsten Samstag will das Neuffer Theater wieder seinen Vorhang zur neuen Spielzeit öffnen; darüber haben wir uns hier schon verschiedentlich unterhalten. Beim letzten Ansturm auf die Freunde des Theaters oder auf die, die noch Freunde des Städtebundes werden sollen, werden sicher noch eine Anzahl von neuen Zeitarteninhabern „erobert“ werden. Dieser letzte Anlauf wird in der nächsten Woche unternommen werden, und es wäre wünschenswert, wenn gerade in diesen letzten Tagen die Neuffer Bürgerchaft beweisen würde, daß sie immer noch zu ihrem Theater steht. Ob wir bis dahin auch schon den neuen

Namen für das neue große Fahrzeug des Städtebundes gefunden haben? Aber da der Termin für das Preis-ausschreiben noch bis 2. Oktober läuft, so haben wir noch eine Weile Zeit, uns den Kopf zu zerbrechen. Es soll ein Name gefunden werden, der in möglichst prägnanter Form den Begriff „Wandertheater des Rheinlandes“ wiedergibt. Und das ist nicht so einfach, wie es aussieht; aber die ausgeschriebenen Preise sind des Schweißes der Edlen wert; und so wollen wir uns denn dieser Tage einmal den Kopf darüber zerbrechen, ob wir uns die 100,—, 50,— oder 25,— Mark nicht erwerben können, oder wenigstens doch ein Freiboniment. So hundert Mark für einen einzigen guten Gedanken, das ist eine glänzende Bezahlung, selbst 50 und 25 Mark bekommt man für etwas nicht alle Tage geboten. Also werden wir uns dieses Mal einmal die Köpfe im eigenen Interesse mißhandeln; vielleicht kommt auch einmal etwas Gutes dabei heraus. Nennen wir das Auto z. B. . . .

Mein, schiden wir den Namen lieber dem Theater ein, ehe wir hier unsere 100 Mark so einfach verschicken.

Jedenfalls kann diese Namensauschreibung allen klugen Zeit- und Volksgenossen einmal eine prächtige Gelegenheit sein, ihr Licht leuchten zu lassen und die Intelligenz unter Beweis zu stellen. Das ist auch der Grund, weswegen der unpolitische Chronist seinen Freunden die Teilnahme an der Namenssuche dringend empfehlen möchte! Bedenken Sie oh: 100 Mark für einen einzigen guten Gedanken! Außerdem bekommt man seine Schaulust vom Theater und in der Zeitung bescheinigt! Fein, was? Also, ran an die Ranke!

Das große Unheil

Fraglos häufen sich die Unfälle mit Kraftfahrzeugen in einem Maße, daß man seine Sorgen haben muß. Dabei spielt die Frage nach dem Schuldigen eine nur untergeordnete Rolle; in dem einen Falle liegt die Schuld beim Fahrer, im anderen Falle beim Fußgänger, da ist der Radfahrer schuldig, dort das blendende Licht, dann treffen wieder unglückliche Zufälle zusammen, so daß man nicht unbedingt von Schuld oder Verschulden sprechen kann; immer aber bleibt die Tatsache bestehen, daß Menschen ihr Leben verlieren oder doch an ihrer Gesundheit schweren Schaden leiden. Es erscheint sehr, als mehrten sich mit der steigenden Kraft und Schnelligkeit des Motors die Unfälle, es scheint, als habe der Reiz der Schnelligkeit nur zu große Lockungen in sich; alle Rufe zur Vorsicht scheinen nichts zu nützen, alle Maßnahmen zur Sicherung des Verkehrs scheinen noch nicht ausreichend zu sein, um das Ziel einer größeren Sicherheit des Verkehrs zu erreichen.

Ob unter solchen Umständen ein Appell an die Vernunft aller Beteiligten, der Fußgänger, der Autofahrer, der Radfahrer usw. noch Sinn hat, wenn nicht die Verkehrsorgane in der Lage sind, die traurige Bilanz des Verkehrs entscheidend zu beeinflussen? Wahrscheinlich ist alles „Predigen“ vergebens, weil eben nun doch mittlerweile schon alles einmal gesagt und geschrieben worden ist, was dazu gesagt werden mußte. Auch die Geduld und Beharrlichkeit bei der Aufklärung haben nicht viel genutzt; selbst eine so großzügige Beschuldigung der Straßen und Wege ist ohne den rechten Erfolg geblieben; die Unfallstatistiken steigen in einem Maße, daß einem schwindelig werden kann. „Die Motoren sind so schnell geworden“, sagen die einen, und die anderen schieben wieder anderen Dingen die Schuld zu. Sicher ist das „Tempo“, in dem wir alle ganz allgemein leben, viel schneller geworden, als es noch vor wenigen Jahren war. Die Gefahr der Strafe ist dadurch gesteigert worden; sie könnte gemindert werden, wenn wir alle, ohne Ausnahme, einmal in uns gingen und vernünftiger würden. Wir wollen uns dabei nicht ausnehmen: weder die Radfahrer, noch die Fußgänger, noch die Autofahrer, deren viele nächtlichen Unfälle, von denen ja erst jüngst einer in nächster Nähe 3 Menschenleben auf einen Schlag forderte, ein Kapitel und eine Frage, aber auch eine Antwort für sich sind.

Die Verkehrsorgane stehen immer noch vor einer gewaltigen Aufgabe; ihre Lösung wird ihnen immer wieder neue Schwierigkeiten weifen, und es wird Maßnahmen geben müssen, die sich anfangs kleinlich und hemmend anfühlen werden, die aber unvermeidlich sind, wenn diese ungeheure Rote von Unglück, Tod und Tränen unterbrochen und verlangsamt werden soll. Man wird an die erkannten und bekannten Gefahrenstellen herangehen müssen, deren es ja auch in Neuß eine ganze Anzahl gibt, und die man nicht ignorieren darf, wenn man auch leicht dazu neigen kann zu sagen, es müsse jeder auf sich selbst aufpassen. Daß es damit nicht getan ist, wird allein schon dadurch bewiesen, daß etwa ein Unfall mit einem Wagen, der auf den Bürgersteig fährt, vom Fußgänger aus nicht zu verhindern ist. An den vielen Neuffer schwierigen Kreuzungen wird man sich auf die Dauer auch dazu verstehen müssen, durch Anbringen von Geländern am Rande der Bürgersteige den Fußgängerweg zu hemmen und umzubügeln. Aber alle Einzelmaßnahmen sind eben doch nur Stützwert; m. E. kommt es viel mehr darauf an, Leben und Gesundheit — die eigene und die des Nächsten — mehr als bisher zu achten, neue Vernunft und weitere Einsicht in allen zu vertiefen, die mit diesen Neuerungen des Tages zu tun haben; und das sind wir sicher alle. Die Vernunft muß organisiert werden! Das scheint das Entscheidende zu sein.

Düsseldorf — Neuß

Die liebe Post in Düsseldorf scheint ein Komplott mit den Neuffer Kollegen zu haben; sie stellte dieser Tage einen in Düsseldorf aufgegebenen Brief mit der Aufschrift „Herrn Sombro in Düsseldorf-Neuß“ in Neuß richtig zu, und die Neuffer Dinger Stephens, deren kritischen Augen sonst nichts zu entgehen pflegt, wenn es sich um Straßporto handelt, stellten den in Düsseldorf mit 8 Pfennigen frankierten Stadtbrief ohne Straßporto in Neuß zu; womit also bewiesen sein dürfte, daß auch die ehemals so kaiserliche Post unsere gute, alte Stadt Neuß als einen Vorort von Düsseldorf ansieht.

Es ist unsere heilige Pflicht, daß wir uns darüber aufregen: Wir tun das hiermit, indem wir uns vor unseren versammelten Abonnenten und Lesern ein Wein ausreihen; wenigstens moralisch, damit das Blutvergießen unsere Leser nicht zu sehr aufregt.

Eigentlich ist es ja undankbar, daß man nicht erhobenes Straßporto in die Zeitung setzt; aber hier geht es um mehr: hier geht es darum, die politischen Absichten, Neuß nach Düsseldorf zu „verschleppen“ (natürlich ebenfalls nur „moralisch“), gebührend zu entlarven und damit zu entkräften, und zweitens darum, sich ein so beliebtes Thema für die lieben Neuffer nicht entgehen zu lassen.

Düsseldorf-Neuß, Düsseldorf-Heert, Düsseldorf-Bill, Düsseldorf-Grafenberg — lächerlich, höchst lächerlich! Immerhin aber aufregend!

Ihr Männer von Neuß, seid wachsam! Auf, laßt uns brechen, in das Horn stoßen und auf den Weg machen! Schließlich brauchen wir uns etwas nicht zu gefallen zu lassen!

Polnisch werden ist nicht schwer . . .

Nun sind wir also glücklich — über Nacht sozusagen! — Pate geworden. Weinpaten, über Bacharach und Clotten. Ob nunmehr die Neuffer aller Schattierungen sich sofort einen geräumigen Weinkeller anlegen werden, den sie alsdann mit „Clottener“ und „Bacharacher“ anfüllen werden, das ist noch eine Frage, die noch gelöst werden muß. Vorläufig haben wir ja noch die näherliegenden Sorgen mit dem Kohlenkeller und dem Kartoffelkeller; aber so war das ja mit dem Weinkeller auch nicht gemeint. Immerhin: „Pate werden ist nicht schwer, Pate sein — dagegen sehr!“ so kann man den seligen Wilhelm Busch ja einmal umfassen, wenn einem gerade nichts Besseres zu diesem Thema einfällt. Geprüft worden ist auch schon! Im Rathausaale, wo man ja sonst andere Sachen zu tun hat; da aber im nächsten Monat auch in Neuß Weinverboische ist, so haben die Patenorte Clotten und Bacharach ihre Muster nach Neuß geschickt, damit dort das Rechte ausgesucht werden soll.

Eine unserer Leser hat uns gefragt, was es denn bedeuten soll, daß auch die Sauerkrautleute zu dieser Weinprobe eingeladen gewesen sind; solchen Leuten muß der Chronist zur Dehne und zur Erkenntnis sagen, daß in das Sauerkraut auch Wein kommt, wenn es eingeschnitten wird. So hart im Kame stehen sich oft die Dinge, und man soll sicher nicht behaupten, daß diese Verwandtschaft zwischen Sauerkraut und Wein irgendwelche Rückschlüsse auf unsere Patenfinder erlaube.

Der unpolitische Chronist war bei der Weinprobe nicht dabei; er hat eine merkwürdige Abneigung gegen solche Dinge, weil er die Gefahren einer Weinprobe und eines Kellerbesuches zur Genüge kennt; außerdem ist er der alleinige Inhaber einer Sodbrennerei von gigantischem Ausmaße. Das sind also doch wohl genügend Gründe, um sich vor solchen Veranstaltungen zu drücken, falls man wirklich Gelegenheit gehabt hätte, darüber zu befinden, welchen Wein wir direkt für den Wagen bestimmen und welchen Wein wir erst auf dem Umwege über das Sauerkraut einnehmen.

So gehen wir also in diesem Jahre mit der besonderen Verantwortung eines Paten an die Weinboische 1935 heran; ob „Bacharacher“ oder „Clottener“ — das ist hier die Frage! Von Bacharach wissen wir mehr, als von Clotten, so z. B. das Lied „Zu Bacharach am Rheine wohnt eine Zauberin“ — und sicher kennen mehr Neuffer die Bacharacher „Lage“ als die Clottener. Das wird uns allerdings nicht verleiten, dem einen Patenkinde mehr Liebe angedeihen zu lassen, als dem anderen, und wenn es auch nicht zu einem Weinkeller langt, sondern vielleicht nur gelegentlich zu einem bescheidenen „Spezial“, dann wollen wir doch darauf Rücksicht nehmen, daß wir nun eben doch gewisse Verpflichtungen haben, damit die Winger und Clotten uns nicht eines Tages sagen können, wir hätten uns nur mit dem Titel eines Paten geschmückt, ohne uns auch in die Sorgen um das Patenkind einzuklinken. Und erst dann, wenn man das tut, dann erfüllt man die Bedingungen, die mit einem solchen Amte verbunden sind. So halten wir es ja auch mit den Menschenfindern-Patenkindern, und so ähnlich wollen wir es, wenn wir Gelegenheit dazu haben, auch mit den Orten an Rhein und Mosel halten, die nun zu uns und unserer Stadt besondere Beziehungen unterhalten.

Dies

Reinfall

Ein Konzertunternehmer hatte den berühmten Opernsänger Vombasto für einen Abend engagiert. Er war ein findiger Mann, der sich auf Klänge gut verstand. Zehn Tage vor Erscheinen des Stars ließ er in den am meisten gelesten beiden Zeitungen des Ortes als Inserat die Worte einlegen: „Er kommt!“ Er dachte sich die Sache nämlich so, am neunten Tage, nachdem die Spannung des Publikums aufs höchste gestiegen sein sollte, das Inserat zu vervollständigen: „Er kommt — der berühmte Sänger Vombasto uho.“ Zuweilen kommt es anders. Als der Unternehmer am achten Tage nach Erscheinen des Inserats in die Zeitungen sah, las er: „Er kommt! Er ist schon da! Der anerkannt beste Rasterrapparat, einzig in seiner Art! Alleinvertrieb Brausewetter u. Co.“

Peter Erkelenz (Neub) über:

„Kalifornisches Intermezzo“

Rückerinnerungen an Hollywood

NR. 5

Im Zusammenhang mit „Anna Christie“ muß ich eines Vorfalles gedenken, der mich damals aufs tiefste erschütterte. Der alte Rudolf Schildkraut, der schon seit Jahren schwer herzleidend war, sollte ursprünglich, trotz ärztlichen Verbotes die Rolle des Vaters der Anna Christie spielen. Es sollte sein erster Auftritt werden, wo er in betrunkenem Zustand in die Hafenkneipe kommt und dem Wirt die Geschichte eines Briefes erzählt, den er von seiner Tochter erhalten hat. Die Lampen brannten schon, die Kameras waren bereits angelassen, da öffnete sich die Tür, Schildkraut trat ein und spielte die Szene geradezu genial mit einem Ausdruck erschütternder Doppeldenklichkeit im zerfurchten Gesicht. Plötzlich schien sein Herz auszufallen, und er begann zu schwanzen. Ich fing ihn auf, und daß er nicht buchstäblich in meinen Armen versank, war alles. Man bettete ihn in der Garderobe auf einen Divan, und nach wenigen Stunden hauchte er sein Leben aus. Zur selben Stunde, da er einige Tage später zur letzten Ruhe gebettet wurde, spielte sein Nachfolger, Hans Duntmann, die gleiche Szene mit mir. Der Künstler stirbt, aber die Kunst lebt weiter.

„Anna Christie“ war noch nicht gänzlich zu Ende gedreht, da begannen schon die Aufnahmen für „Mordprozeß Mary Dugan“. Dieser merkwürdige Film scheint eigentlich alle Filmtheorien Lügen zu strafen. Er ist vollkommen nach dem gleichnamigen Theaterstück gearbeitet, verzichtet gänzlich auf die spezifischen Möglichkeiten der Kamera und beschränkt sich auf eine einzige Dekoration, den Gerichtssaal, und ist überdies völlig auf Dialog gestellt. Und doch erwies sich dieser Film als einer der stärksten Kriminalfilme, die je gezeigt wurden.

Ich muß sagen, die interessanteste und schwierigste Rolle, die ich überhaupt je gespielt habe, war jener Rechtsanwalt Dr. West, der für die Angeklagte die Verteidigung übernahm und dabei selber den Mord begangen hatte. Eine unerhörte innere Situation! Ueber die Auffassung dieser komplizierten Rolle hatte ich eine schwere Auseinandersetzung mit dem Produktionsleiter der Metro angestellt. Man verlangte von mir, ich sollte die Rolle genau so wie Lewis Stone in der englischen Fassung spielen, der einen vollkommen Unschuldigen dargestellt hatte, um das Publikum den wahren Mörder nicht erraten zu lassen.

Ich hielt das für eine unzulässige Forderung des Publikums. Ein wirklicher Mörder wird sich, trotz aller Verstellung, niemals so benehmen wie ein Unschuldiger. Die Erinnerung an den

müde gewordene Rasse unter dem zermürbenden Ansturm der modernen Zivilisation, die sie zu absorbieren weder fähig noch willens ist, dem unentrinnbaren Schicksal des Aussterbens in melancholischer Resignation entgegenlebt.

Ebenso hart angefaßt von der Brutalität der amerikanischen Expansion, aber bedeutend widerstandsfähiger haben sich die Mexikaner dieses und jenseits der Grenze erwiesen. Selten offenbart sich irgendwo der Rassen- und Kulturunterschied zweier Völker drastischer und schlagender, als wenn man hinter San Diego die mexikanische Grenze überschreitet und nun nach einander das idyllische alte Mexikanerdorf La Bana erlebt und dann das absolut amerikanische Luxusbad Agua Caliente mit seiner weltberühmten Rennbahn und seinem berühmten Spielfeld kennen lernt. Hier kann man zum Wochenende keine hundert Schritte tun, ohne einem Petroleummagnaten oder einer Filmzelebrität zu begegnen. Bei aller Pracht, bei allem Luxus ein unerfreulicher Platz.

Viel sympathischer, weil weniger präventiv, erscheint das Treiben dieser selben Kreise an den Badestränden von Malibu Beach und Santa Monica. Das letztere ist von Hollywood aus bequem mit der Elektrischen zu erreichen und in den Sommermonaten eine wahre Wohltat für alle, die in Hollywood arbeiten. Wenn es eben möglich war, badete und sonnte ich mich täglich dort an diesem feinsandigen Strand.

Ich trat einem der großen Strandclubs bei und lernte dort in zwangloser Weise eine Menge bekannter Regisseure und Stars kennen. Daraus ergaben sich nie und da Einladungen zu den vielgelächerten „Hollywood parties“, die — das kann ich verraten — wesentlich harmloser als ihr Ruf sind. Besonders seit mit Beginn der Tonfilmära viele bekannte New Yorker Bühnensänger nach Hollywood überflogen, nahmen diese Veranstaltungen immer mehr den Charakter beglückender Gesellschaften an. Da, bei den Empfängen in der Villa „Piffaro“ (der Residenz Douglas Fairbanks und seiner Gattin Mary Pickford) in Beverly Hills geht es fast zu wie bei Hofe.

In höchst angenehmer Erinnerung ist mir auch ein Sonntag nachmittags bei Pola Negri in ihrer Strandvilla in Santa Monica. Es waren lauter sympathische Leute dort, und die Hausherrin verstand brillant zu unterhalten. Sie war damals gerade mit den Vorbereitungen zu einem Film beschäftigt, der die Tragödie der jerbischen Königin Draga zum Gegenstand hatte.

Um diese Zeit, während in Kalifornien eine fürchterliche Hitze

untersehte Leute. So kam es, daß die Taucheranzüge, in die wir gesteckt wurden, uns zumindest zwei Nummern zu klein waren.

Wir mußten nun in den ungefügen Bleischuhen auf Zehenspitzen stehen. Unsere Körper staken in den bleibschweren Anzügen so verkrümmt, daß uns das Gehen nur mit Hilfe der Besatzungsmannschaften möglich war. Der Luftdruck in den Kupferhelmen war derart, daß wir halb ohnmächtig wurden und beinahe das obligate Nasenbluten nicht hätten künstlich zu erzeugen brauchen.

Das Aufsteigende aber war später der Ringkampf, den ich mit Hale im Atelier auszufechten hatte. Voller sieben Stunden dauerte in der größten Sommerhitze Kaliforniens unter dem höllischen Glühen der Jupiterlampen diese Valzer mit allen technischen Raffinesen, wie Schulterschützen, Kollabieren und Krawattenbreissen. Natürlich war auch darauf zu achten, daß Fensterheben, Türöffnungen, Bettstellen und Glaschirme auf möglichst wirkungsvolle Art in die Brüche gingen. Dabei konnte einem etwa vorhandene Laufstufen gründlich vergehen.

Aber Kaufereien scheinen nun einmal zum unerlässlichen Requisite amerikanischer Sensationsfilme zu gehören. Und diese Art Szenen verfehlen auch nicht die Wirkung bei den breiten Massen drüben, die sich noch immer eine naive Freude an raubbeinigem Kratzen von ihren Kioniervorsparungen her bewahrt haben. Sogar der seriöse Film scheint dieses Motivs nicht immer entraten zu können.

Auch bei „Menschen hinter Gittern“ gefiel dem Publikum augenscheinlich nichts besser als der Krawall der Gefangenen im Speisesaal, und der Ausbruchversuch mit seinem Maschinengewehrgeknatter, einem Hagel von Tränengasbomben und dem Gebulldere der Tantis schien das amerikanische Publikum in einen wahren Paroxysmus der Begeisterung zu versetzen. Das deutsche Publikum reagierte auf diese Verwilderungen weitaus gelinder. Hier schienen die großen schauspielerischen Leistungen (insbesondere die Heinrich Georges) bedeutend mehr gewürdigt zu werden als die vielfachen Sensationen, die dieser Film bot.

Eine Episode bei der Aufnahme zu „Menschen hinter Gittern“ war mir äußerst charakteristisch für das vorherrschende Interesse an körperlicher, insbesondere sportlicher Leistung beim Amerikaner. Im allgemeinen kann man zwar sagen, daß z. B. beim technischen und handwerklichen Metierpersonal ein ziemlich untätiges Urteil über künstlerische Leistungen festzustellen ist — ein Urteil, das später fast ausnahmslos durch Erfolg oder Mißerfolg beim Publikum bestätigt wird.

Bei der Szene des Krawalls nun hatte ich als Gefängnisdirektor mit meinen Beamten im schnellsten Lauftempo über den Gefängnishof zum Speisesaal zu rennen. Ich bin nie ein besonders guter Läufer gewesen, muß bei der Aufnahme aber wohl den Eindruck eines solchen gemacht haben. Jedenfalls kam dann das ganze Personal zu mir, um zu wissen, welche Zeit ich beim Hundertbarlauf machte. Ich wußte nicht recht, sollte ich mich gleichgültig fühlen oder mich darüber ärgern, daß man sich für meine Laufleistung mehr interessierte als für meine schauspielerische Arbeit.

Von den übrigen Filmen, in denen ich im Laufe der Zeit noch mitwirkte, möchte ich nur noch die „Große Fahrt“ erwähnen. Einmal des ungeheuren Apparates wegen, der dazu aufgebaut wurde, hauptsächlich aber des großen stofflichen Interesses, den der Film für das nationale Bewußtsein des Amerikaners besitzt. Der Blauwagen ist ihm seit zum heiligsten Symbol geworden für die Eroberung und kulturelle Durchdringung seines Kontinents. Er war das Vehikel beim Aufbau eines Reiches, das heute mit an der Spitze aller Nationen der Erde marschiert. Durch die Mitwirkung bei der „Großen Fahrt“ fand ich eine geistige Anknüpfung an den eingangs geschilderten „Zug nach dem Westen“, dem ich selber vor zwei Jahren gefolgt war. Wenn ich auch nachher noch mancherlei im amerikanischen Film zu tun hatte, mit diesem Film hatte sich der Kreis meiner Interessen an Amerika geschlossen.

Von da an begann die Kulturferne: Hollywood, für mich immer bedrückender zu werden. Ich hatte gelernt, was zu lernen, ich hergekommen war. Und es konnte jetzt nur noch eine Frage der Zeit und der Umstände sein, daß ich mich zur Rückkehr nach dem Kulturboden der Heimat entschließen würde. Die Abreise sollte sich aber noch reichlich dramatischer gestalten, als ich mir vorgestellt hatte.

IX.

Dramatische Heimkehr

Eines Tages überfiel Hollywood schlagartig die Erkenntnis, daß kein Plan der Eroberung einer Monopolstellung in der Welt des Tonfilms schlagkräftiger sei. Mit amerikanischer Resolute zog es die Konsequenzen. Wie auf ein verabredetes Zeichen stellten alle Ateliers ihre Versionenproduktion ein und bauten die mit vielen Kosten aufgemachten Auslandsabteilungen ab bis auf die notwendigen Einrichtungen, die eine Fortführung der Synchronisationsarbeit ermöglichten. Die große Flut der ausländischen Schauspieler begann.

Was war der Grund? Nicht nur, daß sich die Herstellung fremdsprachiger Versionen als unrentabel erwiesen hatte, nicht nur, daß sich die Einsicht Bahn gebrochen hatte, daß man in Hollywood nie und nimmer den notwendigen unmittelbaren Kontakt mit dem Denken und Fühlen fremder Völker erzielen würde — denn der sprechende Film erwies sich unter gänzlich anderen Voraussetzungen stehend wie der stumme — nein, der entscheidende Grund war der, daß sich Hollywood einer entschlossenen Abwehrhaltung der anderen Völker gegenüber sah, die sich im steigenden Maße gegen die geistige und kulturelle Ueberfremdung durch die Produkte Hollywoods auflehnte.

Vor allem waren es Deutschland und England, die die große Gefahr des amerikanischen Monopols erkannten und mit gewaltigem Kapitaleinsatz an den Aufbau eigener Tonfilmindustrien gingen, die stark genug sein würden, wenigstens für die betreffenden Länder die Vormachtstellung Amerikas zu brechen. Der aus dieser Kraftanstrengung resultierende Erfolg hat beiden Ländern vollauf recht gegeben. Nicht die völlige Verdrängung des amerikanischen Produkts sollte und konnte das Ziel sein — das würde eine besagenswerte Verarmung des Spielplans im Gefolge haben —, wohl aber die Behauptung der nationalen Eigenkraft im Ausdrucksbereich des Films. Und das ist gelungen.

(Fortsetzung folgt.)



Peter Erkelenz (rechts) in einer „packenden“ Rolle

Mord ist in seinem Kopf immer lebendig. Ich sah also meine Aufgabe darin, einen wirklichen Mörder, der sich verstellt, folgerichtig darzustellen, ohne jedoch das Geheimnis dem Zuschauer vorzeitig zu verraten. Man glaubte, das würde mir nicht gelingen, aber als man nachher meine Szenen im Vorführraum sah, gab man mir recht und ließ meine Auffassung gelten.

Nach „Mary Dugan“ trat für mich eine mehrwöchige Pause ein, die ich mit intensiven Sprachstudien ausfüllte, um für den Fall, daß ich einmal in einem englisch sprechenden Film aufzutreten hätte, gerüstet zu sein. Zwischen durch nahm ich die Gelegenheit wahr, Südkalifornien etwas näher kennen zu lernen. Kaum eine Stadt der Welt hat eine so vielgestaltige Umgebung, wie Los Angeles. Flachland, Seelüste, Mittel- und Hochgebirge sowie Wüste liegen in der Reichweite bequemer Nachmittags- und Tagesausflüge.

Unvergesslich die magischen, dunkelviolettten Abende in dem palmreichen Casinostadt Palm Springs mitten in der Wüste, die sich zwischen San Bernardino und El Centro an der mexikanischen Grenze hinzieht. An dem Bergsee Lake Arrowhead glaubte man sich in den hohen Schwarzwald oder in das Alpenvorland versetzt.

Einige fünfzig Meilen jenseits der San Bernardino-Perge trifft man schon auf malerische Dörfer der Pueblo-Indianer. Erschütternd zu sehen, wie diese ablige, naturverbundene, aber

herrschte, bekam ich den ersten englischsprachigen Film zu spielen. Eine interessante Rolle in einem wenig bedeutenden Film. Es handelte sich um einen deutschen U-Boot-Kommandanten, der einen Passagierdampfer versenkte, auf dem sich seine eigene Braut befand. Nach dem Kriege verdingt er sich in Amerika als Tiefseetaucher und beteiligt sich an der Hebung des Wracks.

Die Arbeit auf dem Vergungsschiff auf hoher See war insofern außerordentlich interessant, als wir jeden Morgen das Glück hatten, die pazifischen Flottengeschwader der amerikanischen Marine auslaufen zu sehen, deren hellgraue Stahlbleiber in der Morgensonne blühten. Prachtvoll anzuschauen die Luftmanöver der Marineflugzeuge, die in halbschweifigen Sturzflügen, wie Bienechwarzen, die Mutterchiffe Lexington und Saratoga umschwirten.

Abends bei der Heimfahrt passierten wir gewöhnlich eines der Alkoholische, die am Rande der amerikanischen Hoheitsgewässer verankert lagen und Tag und Nacht Schaulust lachender Jegeloge und feucht-schmierlicher Protestkundgebungen gegen die Prohibition waren.

Zwei Dinger aber waren es vornehmlich, die mir die Arbeit an diesem Film unergötzlich machten. Mein Gegenüber, der Schwede Alan Hale, der den Kapitän des Vergungsschiffes spielte, war ein Güne von Gestalt. Ich selber bin schließlich auch kein Zwerg. Verursacher sind nun aber in der Regel kleine,

So Fruchte müssen frischen mit dem Winter ernähr

Die arien p säuren, Organi gen de wärnte morgen Frühlü Es ist Nieren. ist auch Sahn man die nerböse Wasse, dem Ge lastigen auch vor genieser mag die Durchfa einföcher von Dö wechsel gewädr

Die Gemüße die nicht nicht über N mais um maßigster sein gew Krautar nehmen, schwer v Die medizini sehr ne Rüsse, d Zubereit gängen n Reigung ist der

Ihr jur

Rann Pflück angangen Ebegete trägt die und fan Pflückte besonders Erblaffer schwere handlung Lebenswo grund vo entziehun

Die Blüten



MODE UND HEIM

An Herbstfrüchten sattessen!

Was die Jahreszeit an Heilmitteln bietet

So reich schenkt uns der Herbst seine Früchte, daß wir uns ihrer nur bedienen müssen, um mit dem Genuß am köstlichen, frischen Obst auch den Vorzug zu verbinden, mit den einfachsten und natürlichsten Mitteln all den Gefahren vorzubeugen, die der Winter dem weniger kräftigen und gesund ernährten Körper bringen kann.

Die einheimischen, ausgereiften Obstsorten sind so reich an organischen Säuren, daß sie das Blut reinigen und den Organismus widerstandsfähig machen gegen den Einfluß von Infektionen. Erwärmter Weintraubensaft, eine Woche lang morgens von groß und klein an Stelle des Frühstückstafels genossen, wirkt Wunder. Es ist ein Heilmittel für Darm und Nieren. Ein vorzügliches Herbstfruchtstück ist auch ein geriebener Apfel, mit ein wenig Sahne und Zimt vermischt. Vor allem sollte man diese Speise, die reich an Phosphor ist, nervösen Kindern viel und häufig reichen. Wasse, appetitlose Kinder blühen auf nach dem Genuß von Birnensaft, aus sehr reifen, saftigen Früchten gepreßt. Zweischgen sind auch von kleinen Kindern in Unmengen zu genießen, und wer Blähungen befürchtet, mag die Früchte zuvor entkernen. Gegen Durchfall wird die Mutter Brombeersaft eintochen, während ein tüchtiger Vorrat von Dörrepläumen den regelmäßigen Stoffwechsel der Kleinen für den ganzen Winter gewährleistet.

Die kluge Mutter wird außerdem viel Gemüse zubereiten, roh und gedünstet, und die nicht haltbaren Arten bevorzugen, die sie nicht überwintern kann, wie Spinat, Fenchel, Kürbisse, Melonen und so fort. Grünmais und alle Salate, auch Tomaten in gemäßigter Menge, die eingelegten Pilze, fein gewiegt, und der ausgepreßte Saft aller Krautarten, den auch die Kleinsten gern nehmen, während das Kraut selbst für sie oft schwer verdaulich scheint.

Die Eier sind jetzt weniger wertvoll, medizinisch gesehen. Doch gibt es ja die sehr nahrhaften und wohlschmeckenden Rüsse, die, entkautet, in mannigfaltiger Zubereitung jede Mäßigkeit des Kindes ergänzen und bereichern können. Und wo sich Neigung zu Erkältungskrankheiten zeigt, ist der schöne, frische Bienenhonig anzuraten. Bienenhonig mit warmer Milch, oder Obstgerichte, mit Honig gesüßt, sind für alle Kinder eine Delikatesse!

So der allzu reichliche Obßgenuß unerwünschte Folgen zeitigt, wird man mit einer Tasse dünnen Wasserlaffas, mit Honig gesüßt und mit Sahne angerichtet, eingreifen.

Ein wenig Mode für den Herrn:

Die Anzüge werden leichter!

Die diesjährige Ausstellung der Herrenmoden in Berlin bringt einige Überraschungen. Glaube man, daß die Herrenmode sich innerhalb der letzten Jahre verhältnismäßig unverändert erhalten habe, so ist jetzt doch eine ganze Reihe von Neuerungen, zum Teil natürlich erst Versuchen, zu verzeichnen.

Am wichtigsten ist wohl das Bestreben, der Herrenwelt das Leben wenigstens äußerlich zu erleichtern und Stoffe zu schaffen, die den Anzügen kein ungeheuerliches Gewicht mehr geben. Die neuen deutschen Stoffe, Wollgewebe von großer farblicher Schönheit, von eigenartiger, dezenter Musterung, großer Luftdurchlässigkeit bei auffallender Festigkeit und Widerstandskraft, tragen diesem Bestreben Rechnung. Eine Firma zeigt ein Herrenjackett modischen Schnitts, das nur 485 Gramm wiegt! Das gleiche Kleidungsstück belastete die Herren bislang mit dem dreifachen Gewicht mindestens.

Die sportliche Note überwiegt, wenn man die Modenschau betrachtet. Zweckmäßigkeit und Formschönheit sollen vereint werden. Keine hoch wattierte Schulter mehr, sondern gut herausgearbeitete, individuelle Körperformen. Das wird möglicherweise auch den sportlichen Ehrgeiz der Herren wecken! Breite, tiefliegende Revers

Wenn die Blätter fallen

Die Tage im Herbst sind zwar noch golden und schön, aber die Abende werden gefährlich kalt. Dagegen richtet auch der dreierlei lange Mantel nichts aus, der nach wie vor beliebt ist. Praktischer ist schon, auch als Sportmantel für den ganzen Winter, der lang und schlank gearbeitet, sportliche Herbstmuster in Fischgrätenmuster. Es ist kaum zu glauben, wie schlank diese Mäntel machen, die in grau, braun, schwarz-weiß und blauweiß gearbeitet werden und entweder nur mit breitem, übergeknöpftem Kragen und großen Knöpfen zu tragen sind, oder noch eleganter mit Pelzaufschlägen und breitem Ledergürtel wirken. Dazu das farblich kontrastierende, weiche Filzhütchen mit geschwungenem Rand. Jedenfalls ist der dreierlei lange Mantel nicht mehr der unumstrittene Liebling der Frauenvwelt!



Launen der Mode

an den Abendanzügen, farbliche Kontraste bei der Sportkleidung. Man wagt sich sogar an das feierlichste Kleidungsstück des Mannes und bringt einen Frack, der dem Vorbild des Marinefracks nachgebildet ist und auf die Schöße verzichtet!

Wo unbedingt kleine Korrekturen durch den Anzug angebracht scheinen, empfiehlt die neue Mode an Stelle der warmenden und drückenden Watteauslagen leichte, hohle Metallrippen, die den Sitz des Kleidungsstücks gewährleisten.

ordnet, so ist der Berg gar nicht so riesengroß, und die Abwäße selbst geschieht rasch und ohne Unterbrechung.

Eine Schale mit heißem Sodawasser, eine zweite mit Spülwasser oder, sofern man Heißwasserverforgung hat, ein lauernder Behälter mit fließendem warmen Wasser. Zunächst die Gläser und Glasflaschen abwaschen in Sodawasser, heiß spülen und Stück für Stück besonders trocken und polieren, damit ihr Glanz unerreicht ist. Dann folgt das andere Geschirr, wobei man das Sodawasser ergäzt, sobald es sich fettig und kühl zeigt.

Das Trocknen des PorzellanGeschirrs kann man sich sparen, wenn man vom Abwasch hinüber zum Ausguß ein schräg verlaufendes Rillenbrett mit höherem Rand anbringen läßt, auf das man das sehr heiß gepülste Geschirr stürzt, um das Wasser abfließen zu lassen. Ist gut gewaschen und gespült, so kann man nach Beendigung der Abwäße das blühende, trockene Geschirr sofort in den Schrank räumen.

Auch Töpfe und Küchengeräte haben einen Anspruch auf sauberes Abwaschwasser und sollen nicht in der schmutzigen Brühe gewaschen werden! Kaffee- und Teekannen, die sehr leicht Geruch und Geschmack annehmen, dürfen niemals in „gemeinsamem“ Abwaschwasser gereinigt werden, sondern nur gründlich unter dem fließenden Heißwasserhahn oder in ganz sauberem Spülwasser gewaschen werden. Daß die Hausfrau, um sich die Arbeit zu erleichtern, beim Abwaschen sitzt und keine Kopfschmerzen bekommt, versteht sich wohl von selbst, wenn sie ihren Abwasch gut zu „organisieren“ versteht...

Wie wäscht du ab, liebe Hausfrau?

Technik einer wenig erfreulichen Verrichtung

Es gibt auch bei den einfachsten und landläufigsten Hausarbeiten verschiedene Methoden — solche, die die Unzufriedenheit der Verrichtung steigern, und andere, die die Arbeit verkürzen und weniger angenehm erscheinen lassen. „Organisieren“ wir heute einmal das Abwaschen.

Zunächst einmal stellen wir das Geschirr der Gattung nach zusammen. Alle Gläser und Glasgeräte nach vorn, dann die Porzellanteller und -schüsseln, schließlich die Küchengeräte, die Töpfe und endlich die Bestecke, das Silber, die Holzgeräte und Arbeitsinstrumente der Küche. Dieses sinnvolle Zusammenstellen soll möglichst nicht erst erfolgen, wenn man mit dem Abwaschen beginnt, sondern schon zuvor, wenn der Tisch abgeräumt und das gebrauchte

Geschirr in die Küche getragen wird. Das ist keine Pedanterie, es erweist sich vielmehr als besonders praktisch in Fällen, in denen nicht sofort gespült wird, sondern die Arbeit auf eine spätere Stunde, vielleicht sogar auf den nächsten Tag, verschoben wird.

Es zeigt sich in diesem Falle nämlich, daß besonders beschmutzte, stark fettige oder verkrustete Platten, Teller und Töpfe zweckmäßigerweise mit Wasser gefüllt aufgestellt werden. Die Arbeit ist dann später um vieles leichter. Die Bestecke sollen immer, auch wenn keine sauren Gerichte genossen werden, mit Zeitungspapier abgerieben werden. Das schont die Silberfäden und anderen Bestecke ungemindert, und das Putzen ist weniger mühsam. Haben wir alles so weit vorgerichtet, die Küche aufgeräumt und alles herumstehende mit zum Abwasch ge-

Ihr juristischer Berater

Kann der Gatte ein Pflichtteil fordern?

Pflichtteil können die im Testament übergangenen Abkömmlinge, die Eltern und der Ehegatte des Erblassers fordern. Er beträgt die Hälfte ihres gesetzlichen Erbteils und kann nur in bar verlangt werden. Pflichtteilentziehung ist zulässig bei besonders schlechtem Verhalten gegen den Erblasser oder seine Angehörigen, wie schwere Unterhaltsvernachlässigung, Mißhandlung, strafbare Handlungen, unfittlicher Lebenswandel. Auch wenn ein Scheidungsgrund vorliegt, ist ein Anlaß zu Pflichtteilentziehung gegeben.

Die praktische Hausfrau

Blüten blühen unter der Hand



Je sparsamer die Natur mit ihren Blütenschätzen umgegangen wird, um so mehr Blumenfreude müssen wir uns selbst schaffen. Ansteckblumen waren niemals so beliebt wie gegenwärtig. Und wer die Kosten scheut und gern Blüten nach eigener Phantasie und besonderem Geschmack trägt, mag sie sich leicht selbst herstellen. Für die dunklen Kleider des Nachmittags und Abends sind die hellfarbigen, weißen oder pastellgelbten Organdyblüten noch immer das Schönste. Man nimmt einen Organdystreifen doppelt und rollt ihn zur Rose auf, indem man den Kelch nach außen aufbiegt und nach innen mit unsichtbaren Stichen festhält. Blütenchen und Staubfäden können gehäkelt werden. Seidenblüten, die möglichst steif stehen sollen, werden in einzelnen Blütenblättern zusammengesetzt, indem man jedes Blatt doppelt schneidet, zusammennäht und umkrempelt. Einfache Blütenblätter, gezackt oder rund, ergeben sehr leicht zierliche Blüten und Ranken.

Der Balkon im Herbst

muß nicht so geplündert aussehen

Leider verhält es sich meist so, daß die Blütenpracht des Balkons, die im Sommer Begeisterung und Reiz erweckte, im Herbst in wenig schöner Weise nachläßt. Die Pflanzen bekommen braune Wälder und Blattfäule, die Stängel wachsen schwächelnd lang am Himmel, die Blüten hängen lächerlich klein und vorgeschoben daran, und alles in allem ist es kein erfreulicher Anblick.

Viel ist schon damit geholfen, wenn man regelmäßig dem Balkon künstliche Nährstoffe in Gestalt von in Wasser gelöstem Dünger zuführt. Denn meistens ist die Dürtigkeit, wie das erschreckende Ansehen der Stängel, eine Mangel-, eine Hungererscheinung. Ist das veräußert worden, dann tut man gut, die restlichen Blüten abzuschneiden und die Pflanzen — sofern es nicht mehrjährige sind — gleichmäßig zu füttern. Man hat dann zwar keinen Blütenreichtum mehr, wohl aber kurz und ordentlich gestutzte, grüne Pflanzen, die wesentlich erfreulicher ansehnlich sind.

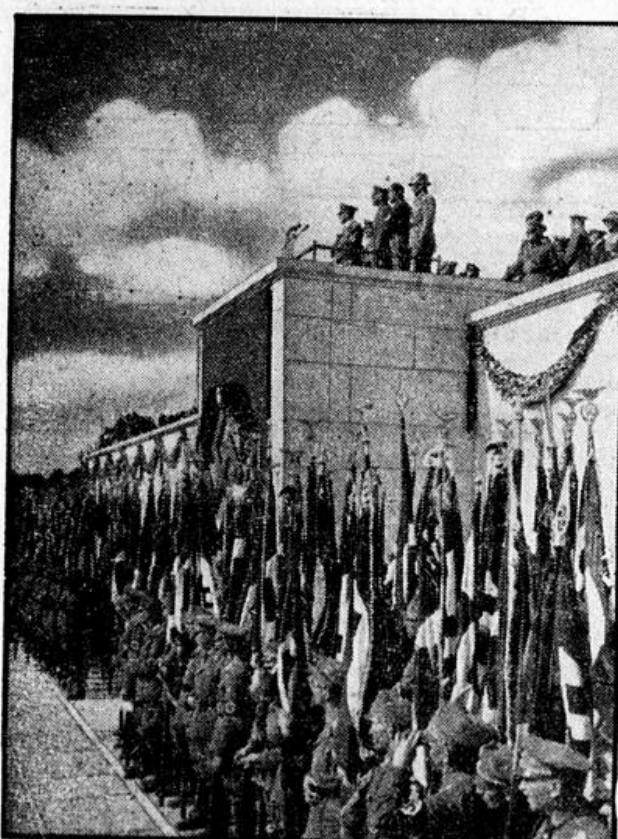
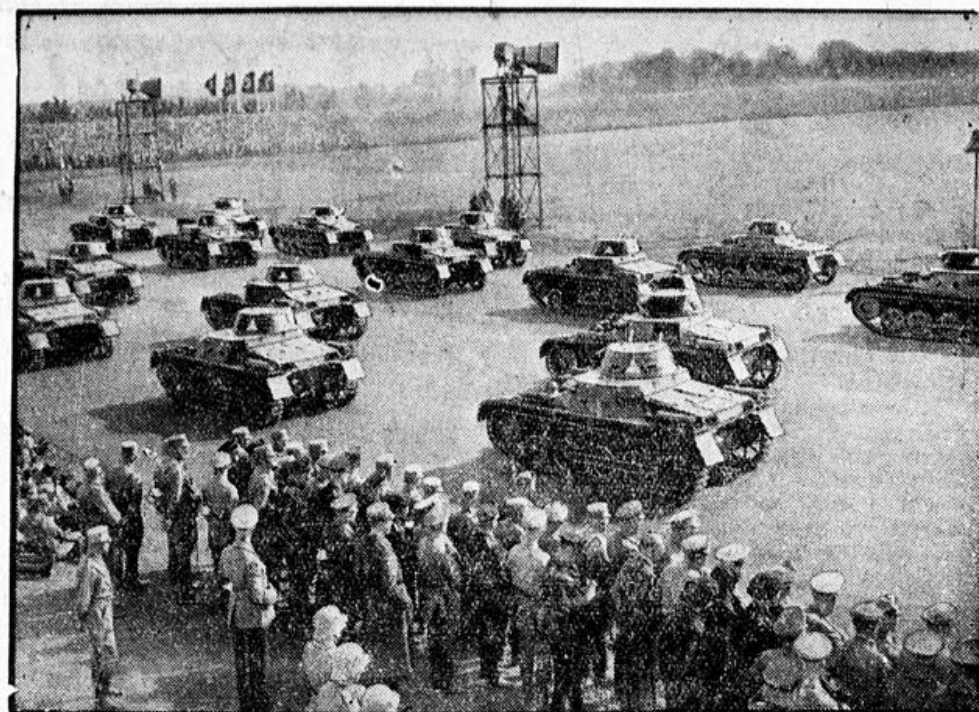
Ist auch damit kein Staat mehr zu machen, so darf man zu einer Zwischenlösung greifen. Wer viel Unternehmungsgeist hat, wird nach Entfernung der alten Pflanzen die Erde in den Blumentöpfen

noch einmal auffrischen und vielleicht Kressen aussäen. Hat man Glück und wintern noch einige wärmere Herbstwochen, so erzielt man manchmal noch eine recht hübsche, neue Balkonblüte. Im anderen Falle wird man sich kurze, saftgrüne und frische Kressenzweiglein besorgen und die Kästen damit bestücken. Das sieht freundlich und grün aus.

Wenn es dann zum Winter geht, gilt es eine Entscheidung zu treffen. Entweder werden die Kästen von Pflanzen und Erde völlig gereinigt, gut ausgeleert, von innen und außen, und zum Trocknen luftig aufgestellt. Niemals soll die alte Erde mit samt dem Kasten auf dem Balkon verbleiben. Das Holz wird angegriffen, und sinnlos bringt die Feuchtigkeit, die die trockene Erde aufsaugt, in die Kastenwände ein. Oder aber man füllt die gefäulerten und durchgetrockneten Kästen, die von allem äußeren Schimmelanfang und Ausschweifungen befreit sind, erneut mit frischer Erde und bepflanzt sie mit kleinen Tannen oder mit Tännchen und Erika abwechselnd. Das ist dann eine sehr wirkungsvolle und stets erfreuliche Winterbepflanzung, die bei guter Pflege bis zum Frühjahr frisch bleibt.

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro).



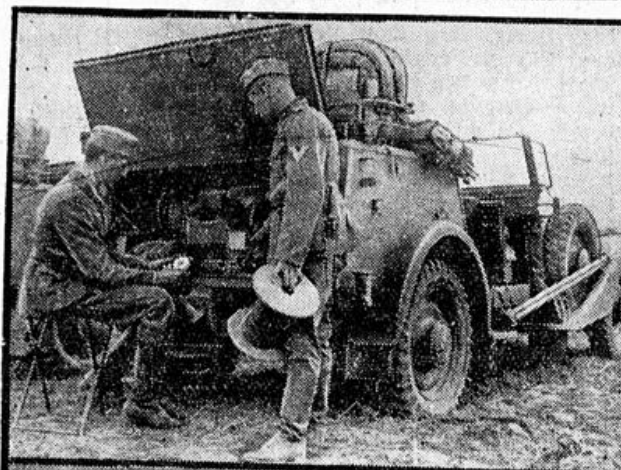
Ausflug in Nürnberg.

Der Führer und Reichskriegsminister Generaloberst von Blomberg beim Vorbeimarsch der Wehrmacht auf dem Zeppelinfeld. Hinter dem Führer General der Flieger Hermann Göring und Admiral Raeder.

Bild rechts:

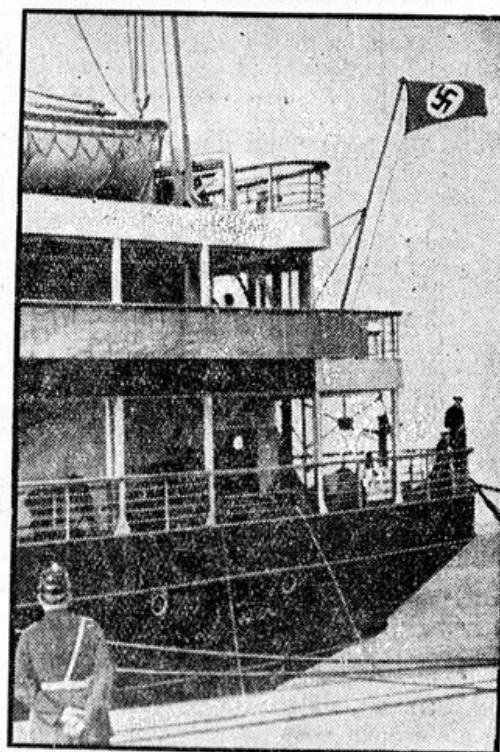
Geländebildung der Nachrichtentruppe.

Im Raume Bad Frankenhausen-Giesleben-Hornburg-Sangerhausen in Thüringen findet zur Zeit eine Geländebildung der Nachrichtentruppe statt. Oben: Kabel und Geräte werden ausgeladen. Unten: Ein Fernfeld wird gelegt.



Parade der Wehrmacht vor dem Führer.

Panzerwagen, die neue Waffe der Wehrmacht, in Paradeformation vor den Tribünen des Zeppelinfeldes.



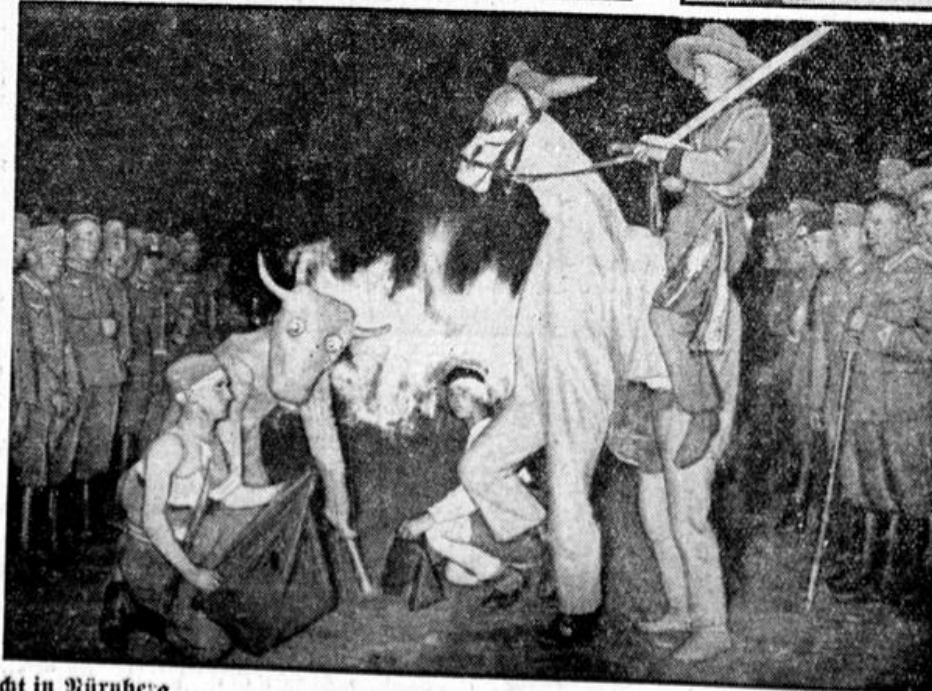
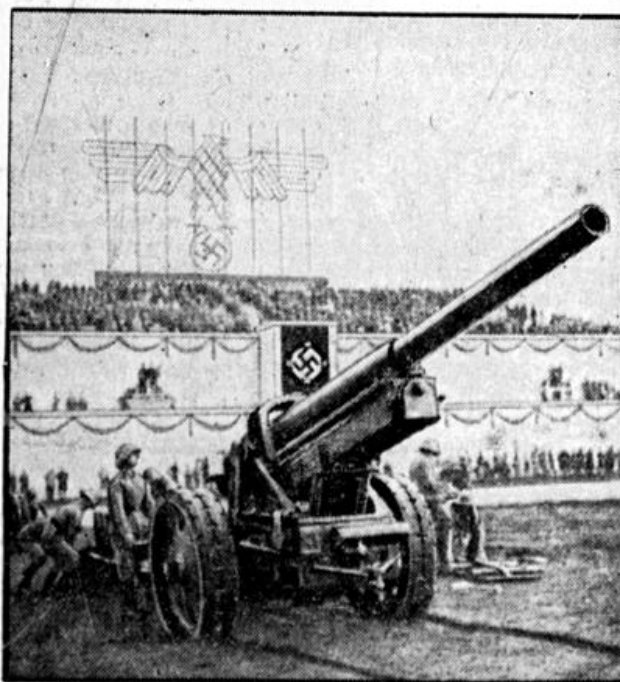
Die Wehrmacht huldigt dem Führer.

Der Führer betrachtet von der Tribüne des Zeppelinfeldes aus die padenden Darbietungen aller Waffengattungen unserer jungen Wehrmacht am letzten Tage des Reichsparteitages der Freiheit.

Bild unten:

Soldaten der italienischen Kamelreitertruppe in Libyen.

Reharitten im Anschlag. Nach den neuesten Mitteilungen hat der Gouverneur von Libyen, Marschall Balbo, alle erforderlichen Vollmachten erhalten, um im Falle eines Krieges selbständig handeln zu können.



Feiert. Flaggenwechsel auf dem Dampfer „Columbus“.

Der Dampfer „Columbus“ des Norddeutschen Lloyd der von einer Überseereise in Bremerhaven eintraf, zeigt zum ersten Male nach dem Flaggenwechsel des Führers die Hakenkreuzflagge am Heck.

Scherz und Freude am Bivalatfeuer.

Eine lustige Aufnahme vom Bivalatfeuer in Nürnberg nach den großen Vorführungen am Tage der Wehrmacht.

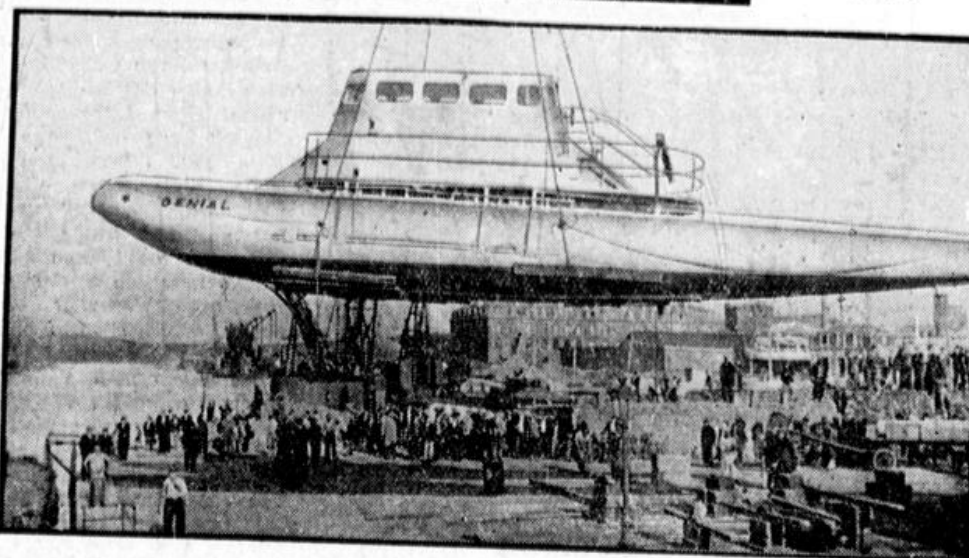


Wehrmacht in Nürnberg

Schweres Geschütz in Feuerstellung auf dem Zeppelinfeld.

Der „Ozeangleiter“, ein neues französisches Schiff.

Dieser sog. „Ozeangleiter“, der den Passagierverkehr zwischen Le Havre und Trowville übernimmt, lief in Le Havre vom Stapel und wurde auf den Namen „Genial“ getauft. Das Schiff hat ein Gewicht von 15 Tonnen und kann 75 Passagiere an Bord nehmen. Mit einem 100-PS-Motor erreicht es eine Geschwindigkeit von 22 Knoten.



tauben
erleht
Wird
dann
ruf m
ist, dan

fort, un
Das he
ging-25
günstig

als um
sich dur
fein We
wie die
bleich es
gebrauch
diese ja
können
phon, d
wären
tauben?
Soldaten
recht wo
Heer be
fälle, in
entschied

◆◆◆◆

8
7
6
5
4
3
2
1

Weiß ziel

280 ma

Spielfeld der Jugend

Gefiederte Piloten

Stundenlang sitzen mit klopfendem Herzen die Brief-taubenzüchter am Wettbewerbsplatz und warten auf die ersehnte Ankunft ihres Liebling. Wird er der erste sein? Wird er vielleicht gar einen Rekord aufstellen? Und wenn dann die Sieger eintreffen, wenn Telephonanruf auf-an-ruf meldet, daß eine Taube nach der anderen gelandet ist, dann klopf das Herz noch stärker — der Ehrgeiz ist



kleinen gefiederten Piloten in Kriegszeiten sind nicht ärmer an Erlebnissen als die ihrer menschlichen Kollegen.

Doch nicht im Krieg allein ist die Brieftaube von größtem Nutzen. Überall da, wo Wert gelegt werden muß auf zuverlässige Übermittlung von Nachrichten, ist und bleibt zeitweise die Brieftaube eine erfolgreiche Konkurrentin im Wettbewerb mit modernen Techniken. Ihre Geschwindigkeit übertrifft mit durchschnittlich 100 Kilometer in der Stunde jeden D-Jug. Ihre Zuverlässigkeit ist durch nichts zu beirren.

Die Zucht der Brieftauben, die sich immer wachsend ausbreitet und auch in Deutschland eine staatliche Förderung gefunden hat, erfordert viel Aufmerksamkeit, Geduld und Liebe zum Tier. Ihre Verwendbarkeit zum Senden von Botschaften ist schon seit dem fünften Jahrhundert v. Chr. bekannt. Man bediente sich der Brieftaube im alten Griechenland stets gelegentlich der Olympischen Spiele, für die sich das ganze Land interessierte. Durch Tauben wurden die Sportnachrichten schnell überallhin verbreitet. Bei Belagerungen haben Brieftauben bekannte historische Rollen gespielt. Eine Taube verhalf dem Kaiser Rothschild zum Reichtum, indem sie von Brüssel nach London als erste die Nachricht von Napoleons Niederlage brachte und es dem Leiter des jungen Hauses Rothschild ermöglichte, seine französischen Werte abzustufen — viele Stunden bevor die andere Welt etwas von dem

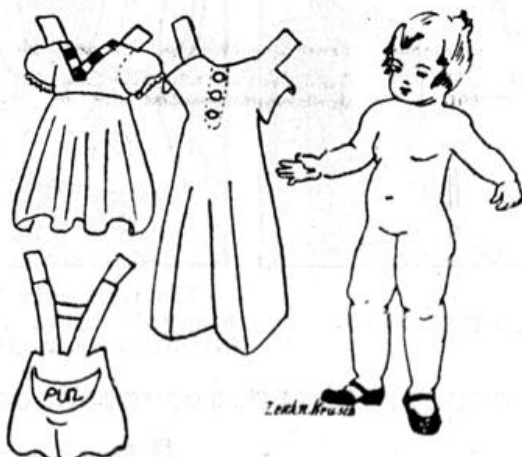
Umschwung erfuhr. — Man gewöhnt die jungen Tiere langsam an das Zurücklegen größerer Entfernungen. Im Alter von ungefähr fünf Monaten werden die Tauben auf geringe Entfernungen hinausgebracht und frei gelassen. Die Entfernung beträgt zuerst 6 bis 8 Kilometer, steigert sich aber schnell. Die Strecken, welche überhaupt von Tauben zurückgelegt wurden, sind schwer zu bestimmen. Man hat Tauben über 1000 Kilometer fliegen lassen, und sie sind pünktlich in ihrem Schuttl zurückgekehrt. Es sind Tauben vom Ägypten bis Paris (1800 Kilometer) geflogen. Die Flughöhe liegt zwischen 100 und 300 Meter. Die Schnelligkeit richtet sich natürlich ganz nach dem Wetter. Bei Westflügen über große Entfernungen treten leider stets Verluste durch Raubvögel ein. Und zwar ist es der schnelle Falke, der den Brieftauben zum Verhängnis wird. Die anderen Räuber sind an Schnelligkeit der Taube nicht gewachsen. Sie erschöpfen ihnen, wenn sie nicht zu ermüdet ist, ohne Mühe. Der Falke aber ist ihr ebenbürtig. Der Kampf zwischen den beiden spielt sich oft tragisch genug ab. Merkt die Taube, daß sie verfolgt wird, so versucht sie vor allem größere Höhen zu gewinnen. Der Falke erbeutet sein Wild, indem er von oben sich daraufstürzt; die Rettung der Verfolgten besteht zum Teil darin, daß sie den Räuber nicht über sich gelangen läßt. So streben beide in die Höhe, und erst, wenn der Falke die Taube überflügelt, kann ihm der siegreiche Stolz gelingen. Vor diesem Feind ist die Taube nicht einmal in der Großstadt sicher, denn im Mauerwerk der alten Türme haufen genug Turmfalken, die ewig hungrig auf Beute lauern.

Einen besonderen Schutz für Brieftauben erfand ein Amerikaner. Er befestigte den Tierchen auf dem Rücken eine kleine Peise, die einen schrillen Ton von sich gab, wenn beim Fliegen der Wind hindurchstrich. Man rüstete eine ganze Schar Tauben mit dieser Schutzvorrichtung aus und ließ sie frei. Natürlich erwartete man, daß sie ohne Verlust zurückkehren würden. Aber weit gefehlt, man sah überhaupt niemals eine von ihnen wieder. Allen Vermutungen nach zogen die armen Tiere durch das Geräusch erst recht die Aufmerksamkeit der Raubvögel auf sich, denen ja ein Pfiff bei ihrer Beute nichts Seltenes ist. Der einzige Schutz, den man den Tauben gewähren kann, ist das Abschließen der Räuber. Und die Züchtervereine haben auch in allen Ländern lohnende Schutzgelder ausgesetzt für die Vertilgung von Falken, Sperbern usw. Daraufhin wurden allein in Preußen in einem Jahre 6900 den Tauben schädliche Raubvögel erlegt.

Allerlei Basterei

Puz, das Jüngste

Seht einmal unser jüngstes Puppenkind! Es heißt Puz und möchte gern, daß ihr es lieb habt und in Pflege



nehmt. Ob sich wohl eine kleine Puppenmutter findet, die sich Puzens annimmt? Es muß natürlich ausgehoben, vorher aber auf weißen Karton geklebt

werden, was man am besten mit Kartoffelmehlkleister vornimmt.

Wie ihr seht, hat Puz einen Schlafanzug, ein Kleiden und ein Spielhäuschen. Es wäre ja nun nett, wenn ihr für Puz sowohl wie für seine Anziehsachen etwas Farbe übrig hättet. Rote Häkchen künden der Kleinen gut! Wenn ihr euch ihr Kleiden zum Muster nehmt, könnt ihr ihr vielleicht noch ein paar weitere Anzüge machen oder gar einen Mantel und Wäsche — was meint ihr?

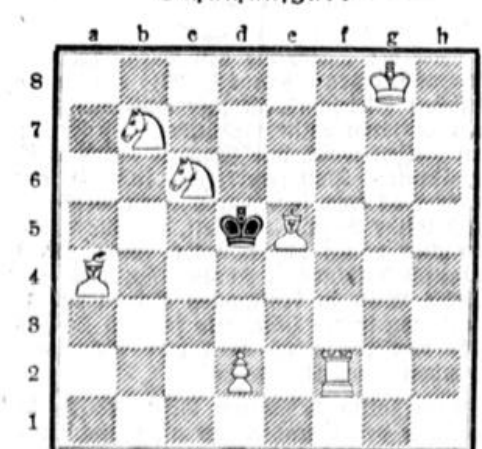
Der „Seewolf“ ...

Wenn im strengen Winter Nachrichten von der Erlegung eines Wolfes aus Ostpreußen zu uns dringen, so nehmen das Landeskundige mit vorsichtigem Mißtrauen auf. Was aber soll man sagen, wenn nun gar im Sommer Wolfsgeschichten aus Ostpreußen erzählt werden? Und gar noch solche wie von dem Seewolf? Damit verhält es sich folgendermaßen: Fischer auf dem Großen Schobensee — nicht weit von Ortelburg — erblickten plötzlich vor sich ein schwimmendes Tier, das sie auf Entfernung von 600 bis 700 Meter zuerst für ein Reh oder einen Hund ansprachen. Als sie dem schwimmenden Tier, das eilig von ihnen wegstrebte, nachrüderten und es schließlich einholten, schien es ihnen ein Hund zu sein, der sich plötzlich gegen sie wandte und in die Rippen biß. Mit ihren Äxten machten sie das Tier wehrlos, zogen es ins Boot und schlugen es tot. Als sie es bei der nächsten Försterei abliefern, stellte es sich heraus, daß es sich um einen Wolf handelte.

fort, und die Angst ist da. Kommt sie überhaupt wieder? Das heißt — ist ihr ein Ungeheuer angesetzt? Der Flug ging 250 Kilometer übers Meer, das Wetter war ungünstig, Raubvögel lauern auf Beute.

Jahrelang vor dem Kriege galt die Brieftaubenzucht als unnütze Liebhaberei. Mit einem Schlag setzte sie sich durch, als im Verkehr zwischen Front und Etappe kein Verständigungsmittel sich als so zuverlässig erwies wie die Brieftaube. „Schickt uns mehr Brieftauben!“ hieß es immer wieder. Es wurden hundertmal mehr gebraucht, als vorrätig waren. Wer hatte geahnt, daß diese zarten, kleinen Vögel im Kriege eine Rolle spielen könnten? Daß alle kunstvollen Erfindungen wie Telephon, drahtlose Telegraphie, Lichtsignale eher zu stören wären als die Nachrichtenübermittlungen durch Brieftauben? Diese Symbole des Friedens dienten unseren Soldaten aufs beste. Die feindlichen Armeen waren recht wohl versehen mit Brieftauben. Das amerikanische Meer besaß 500 000 Tauben und verzeichnet über 400 Fälle, in denen eine kritische Lage durch sie zum Vorteil entschieden wurde. Die Fahrten und Abenteuer der

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Regierbiss.



So mag denn nur der Führer bleiben?

Unser illustriertes Kreuzworträtsel.



Die in die waagerechten und senkrechten Felder einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Wie kommt der Fluß dazu?

Im Gebiet der Rabe bildete früher die Mittellinie des Flusses die Grenze zwischen Preußen und Hessen. Jetzt ist zwischen Preußen und Preußen eine Grenzberichtigung notwendig geworden, denn im Laufe der Jahrhunderte hat der heftigste Besitz auf das linke Ufer hinübergelassen und umgekehrt der preussische auf das rechte, ohne daß ein Mensch geholfen hätte. Die Rabe fließt hier von Süden nach Norden, sie hat mit der Zeit mehr Land von ihrem linken Ufer ans rechte gebracht, so daß sich der Flußlauf verlagert und dementsprechend die Grenze verschoben hat. Jetzt ist sie wieder in die Mitte des Flußlaufes gerückt wor-

den. Warum hat die Rabe ihren Lauf nach Westen verlagert?

Geographisches Silbenrätsel.

a — burg — cre — bel — din — richs — e
ei — en — erz — ich — fried — gau —
gen — hen — ler — loo — mac — mo — na
ne — poi — pu — re — ri — ruh —
schle — sen — si — klein — ter — wa — wei.

Aus vorstehenden 33 Silben bilde man 11 geographische Namen, und zwar einen zweifelsfreien, neun dreifelsfreien und einen vierfelsfreien. Hat man die Wörter richtig gebildet, ergeben diese in ihren Anfangs- und Endbuchstaben, beidermal von vorn nach hinten gelesen, ein Sprichwort. Die Wörter bedeuten:

1. Preussische Provinz
2. Stadt in Italien
3. Holländische Provinz
4. Fluß in Südamerika
5. Ort in Schleswig-Holst.
6. Marktflecken in Steiermark
7. Schlachtfeld in Belgien
8. Stadt im Rheinland
9. Burgruine im Harz
10. Griechische Orakelsätte
11. Stadt in Schottland

Kamerad Müller in Rügen.

Neulich war ich bei meinem Arbeitskameraden Müller im Garten. Er wollte sich nicht zu helfen. Da lag ein Gartenstiel, 5 Meter lang und 3,20 Meter breit. Auf dieses Stiel wollte er Johannisbeersträucher pflanzen, und zwar sollte jeder Strauch einen Quadratmeter Bodenfläche

bekommen. Müller hatte ausgerechnet: 5mal 3,20 gleich 16 Quadratmeter, demnach brauche ich 16 Sträucher. Ich antwortete: Du irrst dich in unnötige Unkosten, denn du wirst nicht 16 Sträucher brauchen. Müller wollte es nicht glauben, und ich meinte, wir werden ja sehen. Nächsten Sonntag will ich Kamerad Müller wieder besuchen. Wieviel Johannisbeersträucher wird er gepflanzt haben?

Auflösungen aus voriger Nummer

Lösung: K 5 n i g b 4 — e 4

Wenn Schwarz: T d 5 — d 4 f, dann S f 5 + T d 4 matt.

... T d 5 — e 5 f... K c 4 x T e 5 matt.

Der Schotte und sein Schwein.

Der Bauer irrt das Schwein, damit es auf dem Wege zum Markt nicht an Gewicht verliere.

Magisches Kreuz- und Querswort-

rätsel.

Von links nach rechts und von oben

nach unten: 1. Wei, 2. Land, 3. Ende,

4. Meer, 5. Auge, 6. Rast, 7. Glas, 8. Gieß,

9. Meer, 10. Rast, 11. Ende, 12. Carl, 13. Gieß,

14. Meer, 15. Rast, 16. Gieß — Diagonale 1 bis 17

Wadereis, 8 bis 18 Gieß, 12 bis 18 Gieß.

Die Armbanduhr:

Der Träger der Uhr hat seine Armbanduhr verkehrt herum umgebunden, so daß er die Zeit nicht ablesen konnte, ohne daß das Bewußtsein alarmiert wurde.

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Waagrecht: Tant, Ring, Fenster, Erde, Elbe. — Senkrecht: Neg, Ege, Kanne, Marie, Helm, Weil. In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzusetzen.

Die Adresse

Von Jo Hanns Köster.

An der Handschrift erkennt man den Charakter. An der Adresse erkennt man den Absender. Sie glauben es nicht? Aber bitte, nehmen wir an, ein Herr Meier wohnt in Köln, Herr Meier wohnt in der Mozartstraße 8, Herr Meier hat ein Geschäft in Damentonkfection, Herr Meier ist nebenbei Vorstand einer Schrebergartensolonie. Wie adressiert man nun an Herrn Meier?

Die Behörde:

Herrn Meier, Kurt, Kaufmann, Köln - Rhein, Mozartstraße 8, 2.

Der Höfliche:

Herrn Kurt Meier, Fabrikant, Damentonkfection en gros et en détail, Köln, Mozartstraße 8, 2.

Der überhöfliche:

Herrn Direktor Dr. Kurt Meier, Alleinhaber der Firma Kurt Meier, Nouveautés, Export und Import, 1. Vorstand der Gartenmustersolonie, Köln, Mozartstraße 8, 2.

Der Grobe:

Herrn Meier oder Meber oder Maher, Konfektionsfräse, Köln, Mozartstraße 8.

Der Mann ohne Zeit:

Meier, Köln, Mozart 8.

Der postkassische Optimist:

Herrn Meier, Köln.

Der postkassische Pessimist:

Herrn Kurt Meier, Damentonkfection, Geschäft, Köln-Rhein, Deutschland, 4. Bezirk, Postfach 1000, Mozartstraße 8, parterre, Laden; privat: Wolfgang Amadeus Mozartstraße 8, zweiter Stock, rechts.

Der Ungebildete:

Herrn Meier, Damentonkfection, Köln-Rhein, Mozartstraße 8.

Der Berstrende:

Herrn Mozart Meier-Rhein, Konfektionsfräse 2/8.

Guter Rat.

Zum Arzt kommt ein Mann, der über Schlaflosigkeit klagt und um ein Mittel bittet.

„Trinken Sie einen großen Korb vor dem Schlafengehen“, rät der Doktor.

„Und wenn ich dann immer noch nicht einschlafen kann“, meckert der Mann.

„Dann trinken Sie noch einen“, ist der geduldige Rat. „Und dann?“ weinert der Euerant, „noch einen und noch einen. Und wenn Sie so etwa fünfzehn Korb getrunken haben und dann immer noch nicht schlafen, dann schadet das auch nicht. Dann sind Sie ohnehin so in Stimmung, daß es Ihnen piepe ist, ob Sie schlafen oder wachen!“ (Nachtragsgabe.)

„Macht Ihnen die Frage soviel Schwierigkeiten, Herr Kandidat?“
„Nein, Herr Professor, nur die Antwort!“

„Wenn die Geige singt“

Wiße mit Musikbegleitung



„Schauderhaft, diese Schlepperei mit der Bassgeige!“
„Aber Franzl, ich muß doch auch mein Instrument tragen!“

„Drahten Sie sofort SOS!“

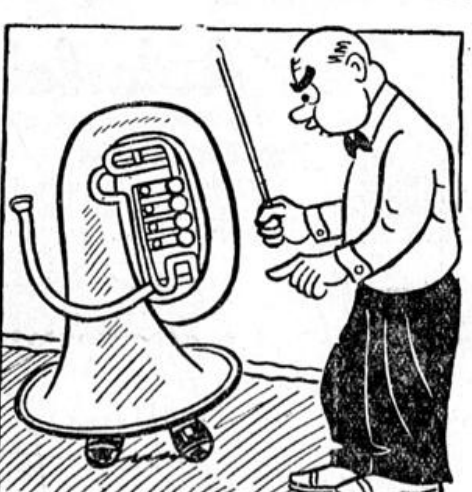
„Einen Augenblick noch, Kapitän, ich habe gerade so schöne Tanzmusik aus London!“



Kleinholz und Baumannsfräse: „Ein W...an der Prags!“



Zeichnung: Krusch
Der Primelger pumpt Schuß.



Wenn der Sohn des Bassbläfers etwas ausgefallen hat: „Willst du wohl sofort da herauskommen, verflüchter Bengel!“

Rizinusöl

In eine Apotheke kam eine junge hübsche Dame und fragte den Apothekergehilfen nach einem Mittel, Rizinusöl einzunehmen, ohne den Geschmack zu merken.

„Ich müßte deswegen erst mit dem Apotheker sprechen“, sagte der junge Mann, „nehmen Sie doch inzwischen Platz!“

Kurz darauf kam der junge Gehilfe wieder und reichte der Dame ein Glas Limonade mit den Worten:

„Es ist heute sehr heiß, da darf ich Ihnen wohl ein Glas Limonade zur Erfrischung anbieten?“

Die junge Dame trank die Limonade mit Behagen aus und als sie noch eine Weile genasert hatte, fragte sie:

„Wann kommt denn der Apotheker? Ich habe nicht mehr viel Zeit.“

Da lächelte der junge Mann stolz:

„Auf den Apotheker brauchen wir gar nicht mehr zu warten. Das war nur eine List mit mir. In der Limonade war nämlich das Rizinusöl enthalten, vor dessen öligem Geschmack Sie solche Angst hatten.“

Weich und entsezt sprang die junge Dame auf, stürzte zur Tür und sagte, als sie schon die Türhinge in der Hand hatte:

„Das ist ja unverkündet! Ich habe nur wegen meines kleinen Bruders gefragt!“

Vorsichtig.

Der Marquis Greenville war zur Zeit der großen Königin Elisabeth am englischen Hofe wegen seiner geistreichen und lustigen Einfälle sehr beliebt. Einmal fragte ihn die Königin:

„Was halten Sie von der Ehrlichkeit der Frauen?“

„Oh, nicht viel“, erwiderte der Marquis, „es gibt nur drei ehrliche Frauen auf der Welt.“

Die in größerer Zahl anwesenden Hofdamen waren natürlich ein wenig erschrocken, und die Königin fragte:

„Und wer sind die drei ehrlichen Frauen?“

„Eure Majestät sind die erste“, sagte der Marquis mit einer Verbeugung zur Königin, „die zweite ist meine Frau, und die dritte will ich nicht nennen, damit jede Frau glauben soll, sie sei es!“

Die Verbotstafel.

An einer Fußgängerbrücke über einen Elbarm in Hamburg hängt ein Schild:

„Siebenbleiben verboten!“

Biese aus Berlin findet in der viel kleineren Stadt Hamburg alles kleinlich und lächerlich und bleibt stehen, um den Sinn dieser Verbotstafel zu ergründen. Da ihm der Sinn aber nicht aufgeht, fragt er einen vorbeikommenden Hamburger:

„Sie, Herr Hamburger, sollen Sie ma, warum darf man hier eigentlich nicht siebenbleiben?“

„Das ist doch klar“, antwortet der Hamburger, „weil Sie sonst nicht auf die andere Seite kommen!“

Wald Feld und Heide

Farben gegen Seepoden

Blinde Passagiere von 15 000 Kilogramm. Muscheln sind hartnäckig.

Die Vagabunden des Meeres — frei dahintreibende Schwebewesen — haben auch manchmal die Sehnsucht nach einem dauerhaften Heim, und wenn sie einen ihnen zufallenden Schwimmskörper finden, so ergreifen sie die Gelegenheit und beginnen sich anzusiedeln.

Mit Vorliebe suchen sie sich dazu Schiffe aus, und wenn nach einem Jahr das Fahrzeug in Tod genommen wird, dann zeigt der Schiffsboden einen üppigen Bewuchs von einer fast unvorstellbaren Fülle verschiedener Lebewesen: bis zu 20 000 Muscheln, 120 000 Seewürmer und 225 000 Seepoden gedeihen auf jedem unterseeischen Quadratmeter der Vorwand. Das bedeutet eine Mehrbelastung von 15 000 Kilogramm, schädigt außerdem die Schiffswand beträchtlich und gibt einen erhöhten Reibungswiderstand.

Unter Leitung von Dr. B. Neu in Cuxhaven wurde ein Laboratorium für Seewuchsforschung gegründet, denn man kennt noch kein Mittel, um diese Schädlinge von ihren Siedlungsgelüsten zurückzuhalten. Der giftige Anstrich, den man versuchsweise verwendete und der im Wasser löslich sein mußte, um wirken zu können, verlor bald die Wirkung, da er abgewaschen wurde. Nicht lösliches Gift hingegen tötete die blinden Passagiere überhaupt nicht. Nun kam man in Dr. Neus Laboratorium darauf, daß wenigstens die Seepoden abzuhalten sind, denn es wurden gewisse Farbstoffe gefunden, die diese Tiere einwandfrei abspreschen. Biologen, Chemiker und

Schiffsbauer sind eifrig bemüht, auch den anderen Parasiten beizukommen — ein ertragreiches Gebiet für glückliche Erfinder...

Das Auge der Biene

Das zusammengesetzte Auge einer Biene, besonders einer Drohne, ist eines der vollständigsten gebauten Werkzeuge, die die Hand der Natur Natur geschaffen hat. Eines der Spreublätter, die ein Weisenform umgeben, dürfte ein Bild von seinem Aussehen gewahren; allein das Spreublättchen zeigt nur eine einförmige glasierte Oberfläche, während in dem Auge der Biene, das an Farbe viel dunkler, obgleich äußerlich ebenfalls glasiert ist, die Helle aus dem Vorhandensein von ungefähr 3500 kleinen, aber vollkommen sechseckigen Linien entsteht, die eng zusammenpassen und in regelmäßiger Reihe über den ganzen Umfang verbreitet sind.

Meisenkästchen im Garten

Die Zutraulichkeit unserer kleinen munteren Meisen — sie nisten sogar im Briefkasten, wenn sie dazu Gelegenheit haben — sollte in viel größerem Maße, als es bis jetzt geschehen ist, dazu anregen, diesen nützlichen Insektenvertilgern eine Heimstätte in unserem Garten zu gönnen. Dazu ist nicht allein im Frühjahr Gelegenheit gegeben, nein, auch zum Winter werden die Meisen dankbar sein, wenn ihnen ein Unterflurflur geboten wird. Werden sie dann bei Schneefall gefüttert, so steht zum beginnenden Frühjahr zu erwarten, daß sie im Garten heimisch bleiben und brüten.

Wir bauen ein Kästchen, das etwa 18 bis 20 Zentimeter hoch, 10 bis 12 Zenti-

meter breit und ebenso tief sein muß. Dem Flugloch geben wir einen Durchmesser von 2,5 bis 3 Zentimeter, nicht größer, weil sonst Stare oder Spagen von dieser Wohngelegenheit Besitz ergreifen. Das Flugloch selbst umgeben wir mit Dornen, damit keine Katzen an den Kasten heran können. Auch darf die Sitzfläche nicht zu lang sein, um nicht Raubvögeln Platz zu gewähren. Was die Anhängung des Meisenkastens betrifft, so muß man darauf achten, daß er etwas vorübergehends 2,5 bis 3 Meter über dem Erdboden, am besten an einem Baum, befestigt wird. Der Kasten darf aber nicht wackeln, da sonst die Meisen nicht hinein-gehen.

Der Alpensteinbock

Unser gewandtestes Hochgebirgswild ist der Steinbock, dessen Heimat hoch über der Baumgrenze in Geröll und Fels liegt.

Nur die Wintersnot treibt die Tiere bis tief in den Hochwald. Zu früheren Zeiten gab es Steinböcke in der ganzen Alpenstufe, aber die Gletscher der Eiszeit trängten sie weit nach Norden in die Tiefen ab. Stets wurden diese Wildziegen von den Jägern aller Zeiten wegen der kapitalen Trophäe verfolgt, die sie in Form ihres gewaltigen Gehörns auf dem Haupte tragen. Trotz schwerster Strafen bis hin auf zum Galgen, war dem sinnlosen Abschießen des edlen Wildes nicht Einhalt zu gebieten, bis 1820 der letzte Schweizer Steinbock und ungefähr 1809 die letzten Salzburger Steinböcke fielen.

Eine Kolonie am italienischen Gran Paradiso, südlich des Val Aosta, wurde

vom italienischen Staat so gehegt, daß sie heute wieder eine Kopfstärke von 3800 Stück zeigt, ebenso wurde der Steinbock an anderen Stellen, wie St. Anna und in der Steiermark, in der Schweiz und den Salzburger Alpen mit großen Kosten und Mühen wieder neu eingebürgert, so daß heute insgesamt etwa 4200 Steinböcke vorhanden sind.

Was der Schuh für den Bergsteiger, ist der Fuß für den Steinbock. Wie mit einem feinsten Gletscher, ist jede Fußfläche von einer härteren Leiste umrandet, daß sie sich dem Felsen weich wie Gummi anschmiegt, ein ideales Kletterwerkzeug, so daß ein starker Bod trotz seines wuchtigen Gehörns durch wilde Wände wechelt, die für einen Menschen völlig unzugänglich sind. Ohne Anlaufsmöglichkeiten schnell sich das gewandte Wild in kraftvollen Sprüngen an den Felsen in die Höhe und saßt an Stellen auf, von denen es eben nur für einen Steinbock einen Ausweg gibt.

Dem zottig behaarten Fahlwild macht die Kälte des Vergewinters nicht viel. Es ist ein herrliches Bild für das Auge, wenn ein solch schwarzbrauner Teufel eng, an die Felsen gepreßt, unschlüssig umherläuft, um dann in einer Wolke aufstrebenden Schnees zu Tal zu fahren. Es gibt unter ihnen Kolosse, die sicher an die 240 Pfund wiegen.

Bergecktheit.

„Manchmal ist man doch vergecklich. Kürzlich gehe ich auf die Jagd und habe gar nicht mal das Gewehr mit.“

„Ihre Vergecktheit haben Sie wohl erst bemerkt, als Sie in den Wald kamen?“

„Ja, erst viel später! Als ich meiner Frau den Haken übergab, schrieb die Dienstmagd: Oh, was es Wunder gibt! Der Herr schießt Hasen und hat nicht mal das Gewehr bei sich...“